

Bruno Mertelmeyer

Altmecklenburg : Plaudereien

Berlin: Hanow, 1881

<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn769058507>

Druck Freier  Zugang  OCR-Volltext



Alt-Merklenburg.

Flaudereien

von

D^r Bruno Mertelmeyer.

Berlin W. 1881.
Verlag von Richard Kanon.

F. St.

M 1,80

AK-15161.



UB Rostock

28\$ 010 156 534



Altmecklenburg.



Plaudereien

von

Bruno Mertelmeyer,

b. R. Dr.

Berlin, W.

Verlag von Richard Hanow.

1881.



Der
Frau Lina Schrader
zu Newyork

in Verehrung zugeeignet

vom

Verfasser.

Inhalt.

	Seite
Vorwort.	
I. Friß Reuter und die ihn mögen	1
II. Der Reuterverleger: D. C. Hinstorff	11
III. Wendisch Land und Wendisch Fürstenblut	21
IV. Drei Großherzöge: Friedrich Franz I., Paul Friedrich, Friedrich Franz II.	29
V. Zwei Residenzen: Doberan-Heiligendamm, Schwerin.	41
VI. Wie der Epikuräer zum Sozialisten ward: G. A. Demmler	53
VII. Die schlafende Stadt: Wismar	63
VIII. Der Einsiedler von Wismar: C. F. Deiters	75
IX. Mecklenburgischer Adel	82
X. Der Rinnstein: Homines literati	99
XI. Für die Constitution	108

Index

1	Die Kunst der Malerei
2	Die Kunst der Architektur
3	Die Kunst der Bildhauerei
4	Die Kunst der Musik
5	Die Kunst der Poesie
6	Die Kunst der Philosophie
7	Die Kunst der Wissenschaften
8	Die Kunst der Medizin
9	Die Kunst der Jurisprudenz
10	Die Kunst der Politik
11	Die Kunst der Kriegsführung
12	Die Kunst der Verwaltung
13	Die Kunst der Diplomatie
14	Die Kunst der Erziehung
15	Die Kunst der Erfindung
16	Die Kunst der Erfindung
17	Die Kunst der Erfindung
18	Die Kunst der Erfindung
19	Die Kunst der Erfindung
20	Die Kunst der Erfindung

V o r w o r t.

Vor zwei Jahren verbüßte ich im Staatsgefängnisse zu Plözensee eine dreimonatliche Haft, auf welche wegen eines Preßvergehens aus formalen Gründen gegen mich erkannt war. Dort sind mit Anderem auch die nachstehenden Skizzen, zu deren Abfassung mir ein in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ — leider anonym — erschienener geistvoller Essay über Fritz Reuter die erste Anregung gab, entstanden. Die Mehrzahl derselben ist nachher in den Zeitschriften „Deutsches Montagsblatt“ und „Ueber Land und Meer“ erschienen. Die vielen freundlichen Zuschriften, die ich in der Folge erhielt, lassen mich hoffen, daß die anspruchslosen Plaudereien auch in Buchform gefallen werden.

Es lag nahe bei dieser Gelegenheit, die Aufsätze zu ergänzen und zu ändern, ihre Zahl zu vermehren:

der Stoff ist ja überreich, und eine größere Bogenzahl präsentirt sich schicklicher. Dennoch hab' ich auf Aenderungen verzichtet und neue Skizzen nicht zugefügt, weil es mir noch heute schwer fällt, eine nervöse Abneigung gegen jegliche Erinnerung an die traurige Zeit, welche für meine Gesundheit so schädliche Folgen gehabt, zu überwinden.

Dies die Erklärung für die Form und Beschränkung der vorliegenden Publikation. Ich hoffe indessen später gelegentlich einige Stunden zur Ergänzung der Blandereien über Altmecklenburg zu benutzen und dieselben zu veröffentlichen, wenn der Leser sie haben will.

Weiterer einleitender Bemerkungen braucht es nicht: das eigentliche Vorwort der folgenden Artikel ist der erste derselben.

Der Verfasser.

Bad Ems, Pfingsten 1881.

I.

Fritz Reuter und die ihn mögen.

„Fritz Reuter und die ihn mögen, erinnern mich immer an Hausknechte“ — das ist ein wirklich und wahrhaftig geschehener Ausspruch. Karl Gutzkow schrieb das Wort vergangenen Winter. *) Man muß sich gegenwärtig halten, wie zu unserer Zeit in Deutschland Größenwahn und Gemüthsverbitterung epidemisch geworden sind um die Möglichkeit eines solchen Urtheils aus solchem Munde überhaupt zu verstehen. In der That ist es an sich schwer begreiflich, wie gerade einer unserer begabtesten Publicisten, der durch ein Menschenalter als ragender Ritter vom Geist gestritten hat, daß

*) Die obigen Zeilen waren eben geschrieben, als Gutzkow starb. Ich lasse sie trotzdem ungeändert stehen. Denn sie behaupten ihr Recht auch vor dem Gefühle der Pflicht, milde über den Todten zu urtheilen, und vor dem Bewußtsein, in Gutzkow einen vielverdienten Publicisten und Dichter verloren zu haben.

Der Verf.

seinem Volke Licht und Freiheit werde, über einen der populärsten deutschen Dichter mit dem citirten Verdict den Stab brechen will. Es ist das einzig und allein aus jener tiefen Verbitterung zu erklären, welche sich während der letzten Jahre Gutzkow's bemächtigt und ihm das Verständniß für das Gemüth, den Humor und die Dichtungsart Fritz Reuters, somit also die Fähigkeit von Empfindungen, welche sonst dem Menschen die reinsten Genüsse erschließen, genommen hat. Ein gewisser, wenn nicht geradezu heiterer, so doch lebensfrischer und gesunder Grundton im Gemüthe wird freilich immer dazu gehören, die Reuter'schen Dichtungen recht würdigen, aus ihnen die volle Erfrischung ziehen zu können. Der periodische Mangel solchen gesunden Gemüthszustandes mag als Quelle der Gutzkow'schen Kritik gelten, die an und für sich auf derselben Stufe mit der häufiger gehörten, anderen geringschätzenden Abfertigung steht, welche von dem „Dialektdichter“ redet. Wird diese letztere Bezeichnung nun gar im Gegensatz zum Epiker, Lyriker oder Dramatiker gebraucht, dann ist der geschmacklose Unverstand fertig. Es ist dies nichts Anderes, als wenn man die Classification jenes ausgezeichneten Systematikers, der die Hüte in runde, schwarze und Filzhüte unterschied, adoptiren oder als wenn, um den Vergleich

eines geistreichen Süddeutschen zu citiren, man die Sänger in Bariton-, Tenor-, Baß- und Italienische Sänger eintheilen wollte. Das sprachliche Gewand, welches Reuter seinen Dichtungen gegeben und dessen „schöpferische“ Behandlung ihm vielleicht größere Schwierigkeiten, als vergleichsweise seinem Landsmanne (der Uebersetzer Homers und Dichter der Luise war ja der Sohn eines freigelassenen Mecklenburgischen Leibeigenen) Johann Heinrich Voss die Einführung des deutschen Hexameters bereitete, ist sicherlich mit charakteristisch und trägt wesentlich dazu bei, uns die einzelnen Gestalten lebenswahr vorzuführen. Aber das Wesen des Schriftstellers Fritz Reuter erschöpft sich nicht in dieser Form: es ist nicht die Mundart, sondern der inhaltliche Stoff und die geistige dichterische Behandlung desselben, welche das eigentliche Charakteristikon darstellt. Form und Inhalt eines poetischen Werkes zu trennen, ist ein gefährlich Ding. Es mag sich am Ende darüber streiten lassen, ob Fritz Reuter als Dichter und in specie als humoristischer Dichter dieselben Wirkungen erzielt hätte, auch wenn er sich seines heimatlichen Idioms nicht bedienen gewollt. Aber unzweifelhaft bleibt es, daß er in jedem Falle — ob auch mit etwas minderem Erfolge — sich als Humorist und Dichter zu bethätigen verstanden hätte.

In Wirklichkeit braucht es kaum einer ernstlichen Bekämpfung der Gegner Reuters. Der gebildete Theil der Nation (mag man diesen Begriff nun so eng oder so weit fassen, als man will, das bleibt sich hier gleich) hat längst sein Urtheil gesprochen. Wenn die Anwendung der plattdeutschen Mundart den Erfolg der Reuter'schen Werke vielleicht in mancher Beziehung verstärken konnte, so lag darin an sich doch auch zugleich wieder ein Hinderniß der Gemeinverständlichkeit und, wie man glauben sollte, daher auch der unbedingten Verbreitung. Trotzdem aber ist es eine Thatsache, daß Fritz Reuters Poesien überall „wo die deutsche Zunge klingt“, fast gleichmäßig und nur wenig mehr innerhalb des Herrschaftsgebietes des niederländischen Idioms gelesen werden. Und sie werden nicht allein gelesen, sondern auch gekauft; daß nach Schiller Reuter der populärste deutsche Dichter ist, geht schon aus der äußerlichen Erscheinung hervor, daß er trotz des für deutsche Verhältnisse bis zur erst vor Jahresfrist erfolgten Edition einer billigeren Volksausgabe ziemlich theuren Preises (siebenzehn Bände und jeglicher Band vier Mark) in jedem Familienbücherschrank seinen Platz gefunden hat. Reuter selber sagte in scheinbarer Bescheidenheit, hinter der sich aber ein gut Theil allerdings wohlberechtigten Selbstgefühles barg:

Wer't mag, de mag't,
Und wer't nich mag,
Der mag't jo woll nich mögen.

Nun sie zählen nach vielen Tausenden und Abertausenden, die ihn „mögen“ und ihm danken für die gemüths-tiefe und humorreiche Quelle gesunden Geistesgenusses, welche aus seinen Werken strömt.

Sie Alle aber, das ist wohl eben so unzweifelhaft, haben mit und in dem Genusse der Reuterschen Schriften zugleich ein warmes Interesse an den eigenartigen Bewohnern jenes den meisten nur oberflächlich oder gar nicht bekannten Landes eingesogen, das die Heimath des Dichters war und dem er fast ausnahmslos seine Vorwürfe und Figuren entlehnte. Dem gottbegnadeten Poeten eignet freilich ein Seherblick, der auch fernabliegende, niegeschaute Menschen und Zustände zu erfassen und zu schildern vermag. Aber am bedeutendsten ist doch jeder Dichter da, wo er auf dem Boden, dem er entwachsen, unter den Menschen mit denen er gelebt, in den Zuständen, die er von Kindesbeinen auf gekannt, den dankbaren Gegenstand seiner künstlerischen Reproduction findet. Fritz Reuter ist dieses Glück geworden und gerade darum konnte er sich zu einer so harmonischen Individualität in der deutschen Literatur ausbilden. Damit ist seine

größte Stärke bezeichnet und mittelbar auch seine größte Schwäche, die sich in seinen letzten Werken, vielleicht schon in „Dorchläuchting“ und jedenfalls, wie selbst sein aufrichtigster Verehrer eingestehen darf, in der „Reis' nah Constantinopel“ kundgiebt. Wenn diese beiden Bände, und insbesondere der letzte, die harmonische Gestaltung, welche alle früheren Schriften mit so wunderbarer Lebensfrische und Naturwahrheit begab, vermissen lassen, so liegt das eben daran, daß der Dichter, ich will nicht sagen: seiner Heimath sich entfremdet, aber doch den heimathlichen Boden verlassen hatte. Reuter war gewohnt gewesen, aus dem vollen Leben seiner unmittelbaren Umgebung zu schöpfen und die Erinnerungen an eigene Erlebnisse oder an die in der Kindheit gehörten Erzählungen halfen nur hie und da nach. Deshalb mache ich ihm in gewissem Sinne einen Vorwurf daraus, daß er im Sommer 1863 von dem Mecklenburgischen Neubrandenburg nach dem Thüringischen Eisenach übersiedelte. Er hat seitdem nur einmal, — in den beiden ersten Monaten des Jahres 1865 — Mecklenburg wieder aufgesucht; seine damalige Rundreise durch das Land, welche zu einem verdienten Triumphzuge ward, dürfte ihm indessen kaum größere Anregungen gegeben haben, als die gelegentlichen Besuche Mecklenburgischer Landsleute, die

ihn in der Villa am Fuße der Wartburg heimsuchten. Es ist nicht unmöglich, daß er mit der Zeit sein dichterisches Talent an anderen Stoffen mit Erfolg zu erproben gelernt haben würde; aber vorläufig blieb er doch in den gewohnten Geleisen, ohne sich bewußt zu werden, daß er gar nicht mehr mit Mecklenburgischem Gespann fahre. Und doch war das Material von eigenartigen Zuständen und Persönlichkeiten in der Heimath so unerschöpflich! Es ist wohl richtig, daß Reuter mit dem Tacte des wahren Dichters Manches (ein politisch Lied ein garstig Lied) unbeachtet ließ und unbeachtet lassen durfte. Aber wie Viel erübrigte nicht doch, wie Vieles würde ihm gleichsam zugeströmt sein, wenn er daheim geblieben oder nach einer der größeren Städte des Landes: Rostock, Wismar oder Schwerin gezogen wäre, statt in schwärmender Erinnerung an die Jenenser Burschenzeit sich auf einem Thüringer Berge sein Haus zu bauen.

Als ich diese Anschauung einmal gegen einen Nichtdeutschen äußerte, schalt mich derselbe einen Querkopf, der, nach deutscher Art nicht zufrieden mit dem Gegebenen, sich in Untersuchungen darüber verliere, warum ein bedeutender Mann nicht noch Größeres und Mehr zu Stande gebracht, als er Großes und Vieles geleistet.

In dem spottenden Tadel liegt etwas Wahres und Fritz Reuter selber sagt:

„Wenn eener dauhn deiht, wat hei deiht,
„Dann kann hei woll nich mihr dauhn, as hei deiht.“

Unser Dichter hat ernstlich und ganz gethan, was er gethan. Ihm bleibt dafür der Dank und die Liebe seines Volkes. Ich aber kann trotzdem nicht von meiner deutschen Art lassen, sondern muß es vom national-literarischen Standpunkte aus beklagen, daß der so hochbegnadete Dichter das letzte Jahrzehnt seines Lebens nach freier Wahl fern von der Heimath lebte und also aufhörte, aus dem frisch quellendem Born des Mecklenburgischen Volkslebens zu schöpfen, dessen Gestalten er, vielleicht der größte Humorist unter den deutschen Dichtern, so treu zu schildern verstand. Und ich bilde mir ein, daß in diese Klage die Mehrzahl derer einstimmen, die Reuter „mögen.“

In solchem Gedankengange sind die nachfolgenden Plaudereien hingeworfen, anspruchslose Erinnerungsbilder aus den fünf Jahren, die ich von 1868 bis 1872 in einer zur näheren Berührung mit den hervorragenden Persönlichkeiten und den eigenartigen Zuständen, wie zur Kritik der einen sowohl als der anderen schlechtthin zwingenden Thätigkeit in Mecklenburg zubrachte. Meine flüchtigen

Bilder sind herausgegriffen aus der Fülle des Stoffes; aber dieser Stoff selber verbürgt ihnen ein nicht ganz geringes Interesse, wenn es gleich einer besseren Feder vorbehalten bleiben muß, die Mecklenburgische Sonderart mit all ihren Wunderlichkeiten und all ihrer anheimelnden Weise in würdigerem Style und mit größerer Vollständigkeit culturgeschichtlich zu fixiren, ehe weiter vorschreitet die von der Einführung der neuen Reichsinstitutionen unzertrennliche Uniformirung, welche, mit eisernem Pfluge den Boden durchziehend und nur geradlinige Furchen zurücklassend, mit vielen längst überlebten Zuständen auch manche „berechtigte Eigenthümlichkeit“ vernichtet, nicht bloß der Bildung von „Originalen“ feindlich ist, sondern selbst den Charakter des Volksstammes beeinträchtigt. Fritz Reuter ist todt und schwerlich verbürgt sich irgendwo noch ein ihm Ebenbürtiger, zugleich Humorist, Dichter und — Mecklenburger. Aber ein Mecklenburger, der mit voller Beherrschung des Stoffes etwas von der Art eines Gustav Freitag oder Friedrich Spielhagen besitzt, der mag sich am Ende finden und ich würde es mir gleichsam als ein Verdienst anrechnen, wenn einer solchen Persönlichkeit diese Zeilen die zufällige Anregung eingehenderer Arbeit geben würden.

*

*

*

Raum werde ich umhin können mir gewissermaßen manche Indiscretionen zu Schulden kommen zu lassen. Falls solche Offenheiten dem Mecklenburgischen Leser vielleicht hie oder da auffallen, insbesondere wo in den Schilderungen von Zuständen und Personen ein oder der andere Zug das Lächeln des Nichtmecklenburgers provocirt, so möge man sich daran erinnern, daß nach Lessing selbst „lachen nicht verspotten ist.“ Wie viel weniger erst das Lächeln, das im Gegentheil einem der Theilnahme engverwandten Gefühle Ausdruck leiht. Aber, wenn ich speciell den von mir mit Namen zu nennenden Persönlichkeiten gegenüber nicht erst meine Gesinnung unverbrüchlicher Achtung und Freundschaft, die sie kennen, zu betonen brauche, so sei wenigstens anderen, mißtrauischen Mecklenburgischen Lesern hier vorweg und ausdrücklich noch versichert, daß ich Altmecklenburg liebe, auch wenn ich manche Wunderlichkeit belächle und manchen Schatten sehe. Trotz Gutzkow gesteh ich's frei: ich hab' die Dbo=triten gern.

II.

Der Reuter-Verleger.

~~~~~  
D. C. Hinstorff.

In der Geschichte deutscher Bildung ist Cotta's Name unlöslich mit denen Schiller's und Goethe's verknüpft und darum doppelt hochgeehrt. Aber, selbst wenn der große Buchhändler nicht der Verleger unserer angesehensten Klassiker gewesen wäre, so müßte man in dem erübrigenden Reste seiner Wirksamkeit dennoch hinlänglichen Grund finden, sein Andenken werth zu halten und zu segnen. Ein Gleiches darf von Detlef Carl Hinstorff gesagt werden, dessen Namen der Verlag der Reuterschen Dichtungen allbekannt gemacht hat, dessen Erfolge aber auch ohne Reuter noch außerordentliche bleiben und dessen Persönlichkeit, selbst abgesehen von seinen Beziehungen zu Reuter (falls ein solches Absehen möglich wäre) wohl Anspruch auf Interesse und hohe Achtung zu machen berechtigt ist. Ich glaube, daß man es nicht als unangemessen erachten wird, wenn ich ihm in den obotritischen

Skizzen einen Raum gönne und mit ihm sogar diese flüchtigen Blandereien beginne. Kann ich doch nicht anders, als hierbei zugleich von dem mecklenburgischen Lieblinge des deutschen Publikums, von Reuter reden.

Reuter und Reuterverleger gehören nicht bloß um des geschäftlichen Bandes willen, daß sie verknüpfte, zusammen. Ihr Verhältniß war vielmehr ein durchaus freundschaftliches und war es schon zu einer Zeit, da Beide noch im Anfange ihrer Karriere standen, so verschieden sonst auch ihre Naturen sein mochten. Die erste Begegnung Reuters mit seinem künftigen Verleger fand unter sehr bezeichnenden Umständen in Parchim statt, wo sich der blutjunge Hinstorff eben (1831) als Buchhändler niedergelassen hatte nach Ueberwindung ausnehmender Schwierigkeiten. Erst 19 $\frac{1}{2}$  Jahre alt und ohne Nachweis von ausreichend erscheinenden Betriebsmitteln, hatte er von den Behörden auf seine Bitte um die damals noch nöthige Konzessionsertheilung zur Eröffnung einer Buchhandlung eine rund abschlägige Antwort erhalten. Kurz entschlossen und, wie später im Leben überall, so schon damals den direkten Weg jedem anderen vorziehend, reiste der Abgewiesene nach Doberan, der Sommerresidenz des Großherzogs Friedrich Franz I., und klagte dem Fürsten seine Noth. Dieser frug, warum

denn die gewünschte Konzession verweigert sei. Hinstorff antwortete schlagfertig: „Wohl nicht deshalb, königliche Hoheit, weil ich zu dumm, sondern weil ich noch zu jung sei.“ Der alte Friedrich Franz lachte und meinte: „Mit der Dummheit versucht' ich's, leider Gottes, oft genug; so will ich's denn nun einmal mit der Jugend versuchen.“ Die erbetene Dispensation ward ausgefertigt und so erfolgte denn die Niederlassung in Parchim zum Schrecken aller Derer, welche die Geschäftstüchtigkeit nach den Jahren und nach dem Geldbeutel abzumessen gewohnt waren. Hinstorff mußte das erfahren, als er die ersten Versuche zur Anwerbung einer Kundschaft machte, und bei dieser Gelegenheit begegnete er zuerst dem in der Folge ihm so eng verbundenen Dichter. Der junge Buchhändler stellte sich dem Direktor des Gymnasiums zu Parchim, Zehlike, vor, bei dem Reuter damals als Gymnasiast in Pension war. Als Hinstorff sich entfernt hatte, äußerte der Schulmann sich auch für Reuter vernehmlich: „Da war eben ein junger, vermögensloser Mensch bei mir, der hier eine Buchhandlung begründet; ich bin überzeugt, er wird ebenso rasch wieder aus Parchim gehen, als er hierher gekommen ist.“ Die Folgezeit hat gelehrt, daß der alte Großherzog Friedrich Franz bessere Menschenkenntniß bewiesen, als der Parchimer Gym-

nasialdirektor, und daß trotz des so ungünstigen Urtheils, welches Reuter über Hinstorff zuerst hörte, beide sich später — zu ihrem gegenseitigen Vortheile — fanden.

Bereits die allererste literarische Produktion Reuter's, „Ein gräßlicher Geburtstag,“ erschien im Hinstorff'schen Verlage, in dem Raabe'schen Volksbuch. Dann folgte eine (oder zwei?) Publikationen durch einen anderen Verleger; aber rasch kehrte der Dichter wieder zu Hinstorff zurück, um ihm fortan unentwegt treu zu bleiben trotz der lockendsten Anerbietungen aus Berlin, Leipzig u. s. w. Reuter wurde hierbei zunächst durch ein gewisses Gefühl der Dankbarkeit geleitet, da er es wohl zu würdigen wußte, daß Hinstorff gerade im Anfange, als der Erfolg noch nicht gesichert war, sondern erst errungen werden sollte, das festeste Vertrauen in den Werth des Dichters gesetzt und seine ganze Arbeit, wie seinen ganzen Kredit aufgeboten hatte, um Reuter zur Geltung zu bringen. Es leitete den Dichter zugleich später die freundschaftliche Zuneigung, welche dem gegenseitigen Verkehr entsprossen war, und nicht am wenigsten endlich der materielle Vortheil. Denn es darf behauptet werden, daß Reuter einer der allerbest honorirten deutschen Schriftsteller gewesen. Jeder Band seiner Dichtungen kostete im Buchhandel ungebunden 3 Mark; davon entfallen  $33\frac{1}{3}$  Prozent mit

1 Mark bekanntlich auf den Sortimentshändler, die zweite Mark erhielt Neuter und zwar vorweg, sowie der Druck einer Auflage vollendet war. Somit verblieb dem Verleger nur die dritte Mark pro Band, eine Quote, welche für denselben aber keineswegs den effektiven Reingewinn darstellte, da er hiervon Satz, Druck, Papier, Vertriebskosten und die vorkommenden Zahlungsausfälle zu decken hatte. Dieses Verhältniß mit seinen authentischen Daten darf hier kurz erwähnt werden, da über die Gewinne, welche Hinstorff aus dem Verlag der Neuterschen Werke gezogen, ziemlich ungeheuerliche Angaben verbreitet sind. Unzweifelhaft ist aus der Verbindung dem Verleger ein ansehnlicher materieller Vortheil zugefallen. Aber es ist augenscheinlich, daß dies nur kraft des ungewöhnlichen Hinstorff'schen Geschäftstalentes möglich war, welches so recht vollständig dem Werthe und Gehalt der Dichtungen entsprach. Jedenfalls hat der Verleger nicht aus dem Vertriebe einen so großen Gesamt-Gewinn gezogen, wie der Dichter, welcher in Summa eine runde halbe Million Mark ausgezahlt erhalten hat.

Mir fällt hierbei eine ganz hübsche Anekdote ein, welche Hinstorff mir einst erzählte. Als dieser den Neuterverlag übernommen hatte, quälten den Dichter pekuniäre Sorgen, insbesondere drückende Schulden im

Gesammtbetrage von etwa 800 Thalern, und seine materiellen Ansprüche, die später mit den reichen Einnahmen wuchsen und ihn niemals in das Erscheinen einer billigen, wie er glaubte, seinen Gewinn beeinträchtigenden Volksausgabe (erst seine Wittve verstand sich dazu) willigen ließen, waren noch äußerst bescheiden. Damals also machte er seinem Verleger wörtlich folgenden Vorschlag: „Körl, betol de achthundert Dhaler unn giv mi Zoahr för Zoahr noch sößhundert Dhaler to; ic schreew di davör een Zoahr, wie alle Zoahr 'nen niegen Band.“ Hinstorff, den klugen Geschäftsmann, überließ es heiß und kalt bei solcher Proposition. Er war materiell außer Stande darauf einzugehen, weil er selber, damals noch am Beginn seiner Laufbahn, den eigenen Kredit auf's Aeußerste angespannt hatte und die 800 Thaler schlechterdings nicht aufreiben konnte. Aber er erklärte Reuter auch gradezu, daß, selbst wenn er das Geld hätte, er ein derartiges Abkommen doch niemals treffen würde, nicht blos weil darin eine Uebervortheilung liegen könnte, sondern speziell deshalb, weil bei dem ein für alle Male fixirten Jahresgehalt Reuter den eigentlichen Schaffenstrieb und das dichterische Streben verlieren würde. Es spricht sich in diesem erzählten Vorgange so recht die ganze praktische Menschenkenntniß aus, welche Hinstorff im Laufe seiner

langen geschäftlichen Wirksamkeit stets bethätigte und welche so viel zu seinen Erfolgen beigetragen hat.

Der praktische Blick, zusammen mit einem rastlosen Vorwärtstreiben, einer ungewöhnlichen Arbeitskraft und einer nie ermüdenden Energie, — das sind überall die Faktoren, durch welche der arme Webersohn sich zu seiner heutigen hervorragenden Bedeutung im deutschen Buchhandel emporgerungen hat. Ihm wurde für sein Fortkommen nicht einmal die Erleichterung einer normalen Lehrzeit. Nominell machte er eine solche durch in der (seither eingegangenen) Schmidt und von Cossel'schen Buchhandlung zu Wismar. Aber in diesem wunderlichen Geschäfte gab es nur drei Arbeitskräfte: den Lehrling, der auch wohl Laufburschendienste thun mußte, und die beiden Chefs, von denen der eine früher Postbeamter, der andere Landwirth gewesen war, keiner aber irgend etwas vom Buchhandel verstand. Der Lehrling mußte aus sich selbst und durch die eigene Arbeit lernen und das hat denn Hinstorff im weitesten Maße und im besten Sinne gethan. Er besitzt heute drei eigene Druckereien — zu Rostock, Wismar und Ludwigslust — in denen u. A. das Mecklenburgische Tageblatt, die wohlrenommirten Landwirthschaftlichen Annalen, und noch eine große Zahl sonstiger Zeitschriften, alle seines Verlanges, gedruckt wer-

den. Sein Verlag von nicht periodischen Druckschriften begreift ziemlich sämmtliche Gebiete menschlichen Wissens und Geistes und ist, ganz abgesehen von den Reuter'schen Werken, ein äußerst umfangreicher und verdienstvoller. Auf der letzten Leipziger Messe hat man das Hinstorff'sche Verlagsgeschäft nach seiner Messeinnahme, als die fünfte in der Reihe der größeren Verlagshandlungen Deutschlands geschätzt, und dabei ist noch gar nicht in Rechnung gezogen, daß ein sehr beträchtlicher Theil seines Verlages in Mecklenburgensien besteht, also seinen Absatz meist ohne den Umweg über Leipzig findet.

Hinstorff ist ein self made man, mit allen Vorzügen und freilich auch mit einigen Nachtheilen eines solchen. Er weiß in jedem Einzelfalle das Erreichbare zu erreichen und für jedes Unternehmen, das er ins Auge faßt, den rechten Mann zu finden. Es fällt ihm bei der an Rücksichtslosigkeit und Derbheit streifenden Geradheit und der eisernen Energie seines Wesens leicht, die Menschen sich dienstbar zu machen, aber schwer die Herzen zu gewinnen. Sein äußeres Wesen ist von einer rastlosen Beweglichkeit, die häufig den unbehaglichen Eindruck nervöser Unruhe macht und viel mehr an die Art des königlich sächsischen Unterthan oder des Franzosen, zuweilen auch an den amerikanischen Yankee er-

innert, als an die gehaltene Art des niedersächsischen Mecklenburgers. Aber, wenn es vergönnt worden, Hinstorff näher zu treten und tiefere Blicke in seinen Charakter zu werfen, der findet doch bald den echten Mecklenburger heraus, nicht allein wegen der Zähigkeit des Strebens, die am Ende vor Aller Augen liegt, sondern auch um des gutmecklenburgischen Humors, der ihm eignet, und um der reinen Menschenfreundlichkeit willen, welche sich hilfreich bethätigt, ohne gesehen, gepriesen und gelobt werden zu wollen. Nur in einer Sache ist der Reuterverleger kein Mecklenburger: er ist wohl gastfrei und hat seinen Weinkeller, wie jeder seiner wohlhabenden Landsleute; aber die sonst in diesem Lande so gepflegte Würdigung culinarischer Genüsse geht ihm vollständig ab, und die Güte seiner Weine hängt einzig von der Laune des jeweiligen Lieferanten ab. In Mecklenburg wird solcher Fehler arg verurtheilt; ich aber thue seiner hier nur um der damit in seiner mecklenburgischen Umgebung ausgedrückten Ausnahmerscheinung Erwähnung und rechne dem Mann, den so viele vortreffliche Eigenschaften und Verdienste auszeichnen, meinerseits nicht den schlechten Wein an, den ich manches Mal bei ihm getrunken. Im Gegentheile, wenn Detlef Carl

Ludwigslust, der Neuterverleger, der Typus der ehrlichen Arbeit, 1881 2. September, dann siebzigjährig, das fünfzigjährige Jubiläum seiner buchhändlerischen Selbstständigkeit begeht, dann werde ich fröhlich in welch' einem Weine immer mit ihm anstoßen, oder, falls mir das nicht gegönnt ist, aus der Entfernung auf sein Wohl mein Glas leeren, daß die Jubelfeier dem markigen Manne nur einen neuen Abschnitt segensreicher Thätigkeit bedeuten möge.

---

### III.

## Wendisch Land und Wendisch Fürstenblut.

---

Es ist eigentlich ein von den großen Heer- und Touristenstraßen — nicht sowohl fernab, als — abseits gelegener Winkel Erde dieses Mecklenburger Land, von seiner Nordgrenze, der offenen Ostsee, wie hineingeschoben zwischen Pommern, der Brandenburger Mark, dem Lauenburger Herzogthum und dem Gebiet des Lübeckischen Freistaates. In dieser geographischen Begrenzung, welche es mit seiner Germanisirung und durch dieselbe erhielt, blieb es durch runde acht Jahrhunderte fast ungeändert: das Land lag eben den Nachbarn für ihre Zwecke nicht gerade hinderlich im Wege und die einheimischen Fürsten zeigten (mit einziger Ausnahme jenes Herzogs Albrecht, der zur Zeit der skandinavischen Wirren am Ende des vierzehnten Jahrhunderts mit seiner mecklenburgischen Flotte nach Schweden segelte, um eine Königskrone zu gewinnen und zu — verlieren)

zu wenig Ehrgeiz, als daß sie im Laufe der Zeiten eine irgendwie ansehnliche Ausdehnung ihres altererbten Territoriums zu erringen vermocht hätten. In der deutschen Geschichte hat daher Mecklenburg nur ein einziges Mal, nämlich während des dreißigjährigen Krieges, als Schweden daselbst sich die Etappenstation Wismar sicherte, als der große Friedländer vorübergehend Herzog von Mecklenburg war und die vertriebenen autochthonen Fürsten für ihr Thronrecht stritten, eine gewisse Bedeutung erlangt. Sonst tritt Mecklenburg höchstens in der Spezialgeschichte des Ländergebietes zwischen den Niederungen der Elbe und der Oder auf und auch hier nicht mit einer selbstständigen Politik, sondern kaum anders denn als Bundesgenosse und Anhänger der Brandenburger Hohenzollern. Die Ausdehnung und Bevölkerungszahl des Landes hätten ihm freilich in mancher Periode unter ehrgeizigerer Leitung eine prononcirtere Rolle zu spielen erlaubt. Aber thatsächlich ist eine solche, wie gesagt, von den Landesfürsten niemals zu übernehmen versucht worden.

Es war nicht immer so. Einstmals in grauer Vorzeit, da pläzten auch hier in grimmigen Kämpfen Germanen und Slaven auf einander, blühende Staatswesen entstanden und vergingen. Hier wohnten lange mit

einander in einem gemeinsamen, gewiß kräftigen und überwiegend germanischen Staatsverbande die Angler und Warner,\*) bis der Hauptstamm der Angeln nach Nordwesten die cimbrische Halbinsel hinaufzog, vielleicht damals schon gedrängt von den aus Osten nachrückenden Slavenvölkern. Jedenfalls gründeten die Wenden kurze Zeit darauf im heutigen Mecklenburg ein starkes Königreich, das bald weit über die jetzigen mecklenburgischen Grenzen, bis an die Mündung der Elbe, eine Zeitlang auch tief nach Brandenburg hineinreichte und einen großen Theil Pommerns in sich begriff. Zwischen Sachsen und Wenden war es dann durch Jahrhunderte ein hartes Ringen und mehr als eines Sprunges des sächsischen Löwen brauchte es, bis das wendische oder „obotritische“ Reich erlag und der letzte Wendenkönig von der Hand sächsischer Knechte fiel, sein abgeschnittener Kopf aber als Trophäe in das sächsische Heereslager gebracht wurde. Dieser König, welcher, obgleich das

---

\*) Die *lex Anglorum et Varinorum* erscheint in allen Compendien der deutschen Rechtsgeschichte mit einem Fragezeichen. Das Fragwürdige verliert sich, wenn nachgewiesen wird, daß zur bestimmten Zeit die Angler und Warner zusammen eben in Mecklenburg wohnten. Dieser wissenschaftliche Nachweis ist nicht allzu schwer, hier freilich ist für ihn kein Raum und der Leser mag also wohl gutgläubig die obige These gelten lassen. Der Verf.

Wendenreich damals schon arg beschnitten war und nicht mehr über allzu große Hülfsmittel gebot, den Kampf auf Leben und Tod mit Heinrich dem Böwen gewagt hatte, war Niklot. Ueber seinen Untergang berichtet Helmold's Chronik ganz im naiven Style der alten Chronisten; sie ist mir zufällig zur Hand und so möge der betreffende Passus, dem einiges Interesse gesichert scheint, hier seinen Platz finden:

„Darnach“ (nach der für die Sachsen sehr günstigen Eröffnung des Feldzuges), also erzählt die Chronik, „drang Herzog Heinrich mit einem starken Heere in's Land der Slaven und verwüstete es mit Feuer und Schwert. Da nun Niklot die Macht des Herzogs sah, so steckte er, um der Gefahr einer Belagerung zu entgehen, alle seine Burgen, nämlich Slow, Mecklenburg, Schwerin und Dubin in Brand. Nur eine Burg, Werle, am Flusse Warnow, behielt er für sich. Eines Tages, während das Heer der Sachsen noch bei Mecklenburg lag, kamen die Söhne Niklot's, Pribislav und Bratislav, mit einer Schaar heraus, um Schaden anzurichten, und tödteten Einige, die ausgegangen waren, Getraide zu holen. Diesen aber setzten die Tapfersten im Heere nach und nahmen viele von ihnen gefangen, worauf der Herzog die also Gefangenen aufknüpfen ließ. Die Söhne Niklot's

aber kamen, nachdem sie ihre Rosse und ihre besten Leute verloren hatten, zu ihrem Vater zurück. Der sagte zu ihnen: „Ich glaubte Männer auferzogen zu haben, die aber fliehen eiliger als Weiber; so will ich denn selbst ausrücken, zu sehen, ob ich nicht mehr ausrichten kann.“ Und er zog mit einer Anzahl Erlesener aus und legte in einem Versteck nahe dem Heere einen Hinterhalt. Darauf kamen Bursche aus dem Lager, um Futter zu holen, und näherten sich dem Hinterhalt. Es waren aber Krieger unter die Knechte gemischt, sechzig an der Zahl, und Alle hatten unter den Rössen Harnische an. Miklot nun, der das nicht merkte, jagte auf einem sehr raschen Rosse unter sie hinein, in der Absicht, einen zu durchbohren. Allein er traf mit der Lanze auf den Harnisch und der Stoß sprang zurück. Als er nun zu den Seinigen zurückkehren wollte, ward er, da keiner derselben ihm zu Hülfe kam, plötzlich umzingelt und getödtet. Sein Kopf aber wurde erkannt und in's Lager gebracht, wobei Mancher sich darüber wunderte, daß durch Gottes Fügung ein so großer Mann beinahe unter allen den Seinigen allein gefallen war. Darauf steckten seine Söhne Pribislav und Bratislav, als sie vom Tode des Vaters hörten, Werle in Brand und verbargen sich in die Wälder; ihre Familien aber brachten sie auf die Schiffe . . .“

So der Chronist. Mit dem alten Obotritenkönige, so wenig die Geschichte jener Zeit von ihm überliefert, mit seinem und seines Reiches Fall mag man wohl ein gewisses tragisches Mitleid fühlen. Seine Schuld war keine andere, als daß er die Expansionsstendenz des Deutchthums, das sich mit der römischen Cäsarenkrone geschmückt hatte und im Bunde mit dem Christenthume, der großen Idee des europäischen Mittelalters, war, — unterschätzte. Man erinnert sich hierbei unwillkürlich daran, daß der Besieger Niklot's, der in dem eroberten Lande deutsche Städte gründete, deutsche Kolonisten ansiedelte und christlich-germanische Bisthümer und Klöster errichtete, daß dieser selbe Heinrich von Sachsen, um der Verletzung eben der Idee willen, deren allgewaltiger Kraft der Wendenkönig unterlag, Land und Leute und die Heimat verlor. Seine Nachkommen schufen aus dem Grundstock der reichen Allodien des Welfenhauses mit klugem und ehrgeizigem Sinn im Laufe der Jahrhunderte ein Fürstenthum, das zuletzt zu den größeren Staaten deutscher Erde zählte und durch die Entwicklung seiner Kultur, wie durch seine vorgeschrittenen Rechtsinstitutionen sich rühmen durfte, manchem andern Bundeslande voranzuleuchten. Aber wunderbar: als die Zeit vollendet war, verstand auch der Welfenengel nicht, welche Opfer

die staatliche Wiedergeburt Deutschlands an ihn stelle: er büßte es, indem er auf dem Schlachtfelde von Langensalza sich den Lorbeer holte und die Krone ließ.

Doch ich verirre mich. Die Welfen haben im Grunde wenig mit dem Lande Fritz Reuters zu thun. Ein Welfe war es, das ist Alles, der das alte obotritische Reich zerstörte, aber den eingeborenen Adel zum großen Theile auf dem ererbten Besitze ließ und das Hauptstück des Landes selbst den Söhnen Niklots wieder ausfolgte. Von ihnen wurde Pribislav, Herr zu Werle, Fürst der Wenden, nachdem er sich 1164, vier Jahre nach Niklots Tode, hatte taufen lassen, 1170 zum Reichsfürsten erklärt. Er und also auch Niklot sind die historischen Ahnherren des regierenden mecklenburgischen Fürstenhauses, das sich noch heutigen Tages der Abstammung von dem großen Wendenkönige rühmt: über dem Hauptportale des stolzen Schweriner Schlosses reitet — in voller Lebensgröße aus Stein gehauen, auf seinem Schlachtrosse, den Streitkolben in der Rechten, in aller Wehr — König Niklot, und in der Bildergalerie des Schlosses ist von einem modernen Maler Niklot's Tod, wie er oben dem Chronisten nacherzählt worden, dargestellt.

In der deutschen Reichs- und Fürstengeschichte aber ist dies ein Unicum: es gibt außer Mecklenburg kein

deutsches Land, dessen Souveräne ihren Stammbaum in gerader Linie auf slavischen Ursprung zurückführen. Wenn nun auch selbstverständlich das Wendenblut in den Adern der mecklenburgischen Fürsten durch die von Generation zu Generation fast ununterbrochen wiederholte germanische Beimischung gemach von seiner Gewalt verloren hat, so scheint es doch, als ob dasselbe bei der Pflege der Tradition und zusammen mit dem in der Bevölkerung, namentlich in dem Adel zurückgebliebenen wendischen Niedersaße zu seinem Theile mitgewirkt hat, die Schranken zwischen Mecklenburg und dem übrigen Deutschland aufrecht zu erhalten und die besondere mecklenburgische Eigenart herauszubilden. In soweit durfte an dieser Stelle der slavischen Abstammung der großherzoglichen Häuser von Mecklenburg = Schwerin und Mecklenburg = Strelitz beiläufig wohl gedacht werden.

---

#### IV.

### Drei Großherzöge.

---

Friedrich Franz I., Paul Friedrich,  
Friedrich Franz II.

Wie das Volk, so der Fürst; wie der Fürst, so das Volk. Die Mecklenburger Herrscher sind auch in ihrer Charakteranlage und in ihrem Leben durchweg immer von echter Obotritenart gewesen. Sie hatten alle mehr oder minder ihr Theil von der Biederkeit, dem Gemüthsreichtum und dem materiellen Behagen, von der Zähigkeit im Handeln und dem Sinn für Humor, wie diese Eigenschaften in der Bevölkerung der Neuter'schen Heimat verbreitet sind. Darum waren sie auch — fast ausnahmslos — stets populär. Von keinem Fürsten gilt das mehr, als von dem ersten schwerinischen Großherzoge Friedrich Franz I.; aber es gilt auch, wengleich nicht in demselben Maße, von seinen beiden Nachfolgern, die freilich unter sich, wie im Verhältnisse zu jenem ihrem Vorgänger

wieder auffällig verschiedene Art zeigen. Es wird Interesse haben, die drei schwerinischen Fürsten des laufenden Jahrhunderts, von denen der erste vor vier Dezennien starb, der letzte noch regiert, hier kurz neben einander zu stellen.

Friedrich Franz I. lebt noch heute im Munde und im Herzen des Volkes, das ihn den „alten Friedrich Franz“ nennt. Alt ist er in Wirklichkeit geworden: er starb 1837 im einundachtzigsten Jahre nach einer zweiundfünfzigjährigen Regierung. In dieselbe fallen die Umwälzungen der napoleonischen Kriege, deren Beendigung dem Fürsten in Wien den großherzoglichen Titel und den Zuwachs einiger Dörfer eintrug. Vorher schon (1803) hatte Friedrich Franz von der Krone Schweden „pfandweise“ gegen Zahlung einer Million Thaler Stadt und Herrschaft Wismar erworben; dies eigenthümliche staatsrechtliche Verhältniß besteht noch heute. Eine vom Kulturstandpunkte aus bedeutendere That vollführte er mit der Aufhebung der Leibeigenschaft. Der Werth der beiden Regierungshandlungen soll ihm nicht verkleinert werden, wengleich Benjamin Franklin's Wort, daß die besten öffentlichen Maßregeln selten aus vorangehender Weisheit angenommen, sondern meist von der Gelegenheit aufgedrungen werden, dem kritischen Historiker auch hier vorschweben darf. Die

eigentliche Popularität, welche der alte Friedrich Franz genoß, ist jedenfalls weniger einer bewußten Würdigung der besprochenen zwei Thaten entfloßen, als vielmehr der anheimelnden Natur seines einfachen und kraftvollen, oft auch bitterben Wesens und seines offenen Verständnisses für guten Humor, das ihn selbst manches sehr freimüthige Wort, richtig vorgebracht, vertragen ließ. Von den vielen Anekdoten, die sich hierüber erhalten haben, ist die meist charakteristische vielleicht diese:

Der Großherzog residirte alljährlich mehrere Monate in Doberan; selber ein eifriger Spieler, kannte er die meisten regelmäßigen Besucher der dortigen öffentlichen Spielbank persönlich und liebte es, den Einzelnen anzusprechen. Eines Tages nun hatten der Fürst und sein Nachbar am Roulettetisch, ein Rostocker Töpfermeister, Beide ihr letztes Goldstück verloren.

„Na, Bötter,“ frug der Großherzog, „wat dhau wie nu?“ Und mein Töpfer antwortet:

„Seja, jeja, id' denk, wi gahn Beed' nah Huus; Hoheit schreiwen 'ne niege Kontribuschon ut unn id' maß wedder Bött.“

Der Großherzog lachte über das freie Wort, das ihm eigentlich doch den Vorwurf machte, er verspiele den Ertrag der Landessteuern; anderwärts und in unseren Tagen

wäre dem unvorsichtigen Töpfermeister der Majestätsbeleidigungsprozeß kaum erspart geblieben. Der alte Friedrich Franz aber lachte und erhöhte damit nur die Popularität, die er im ganzen Lande genoß. Im ganzen Lande, das will sagen, mit der einen Ausnahme der Hauptstadt Schwerin: da war er allerdings unpopulär genug, weil er — regelmäßig in Ludwigslust oder Doberan und nicht in Schwerin residirte. Es ist ein wunderliches Ding um die Popularität der Fürsten: ihre größten und wohlthätigsten Handlungen dankt ihnen bestenfalls die Nachwelt, selten die zeitgenössische Bevölkerung, die vielmehr von kleinen und kleinlichen Motiven sich leiten läßt. Die Einfachheit und echt mecklenburgische Art seines Wesens, sein freier Verkehr mit dem Volke, sein Verständniß für den spezifisch mecklenburgischen Humor und sein häufiger Gebrauch des plattdeutschen Idioms — diese und ähnliche im letzten Grunde rein äußerlichen Eigenschaften waren es, welche dem „alten Friedrich Franz“ eine ungemessene Popularität erwarben. Die Aufhebung der Leibeigenschaft und der Erwerb Wismars, wirklich bedeutame Handlungen, blieben auf das Maß der dem Fürsten entgegengetragenen Sympathie ohne Einfluß und speziell die Schweriner waren ihrem Großherzoge noch direkt abhold, weil sie sich den Vortheil der Hofhaltung am Platze entzogen sahen.

Auf fünfzig Regierungsjahre fünfe. Auf den alten Friedrich Franz folgte sein Enkel Paul Friedrich, und auch sein Name klingt noch heute in jedes Mecklenburger Herzen nach. Fünf Jahre und fünf Wochen, das ist für einen Regenten eine gar kurze Frist, aber Paul Friedrich hat diese karge Spanne Zeit, welche ihm vergönnt war, mit einer bewunderungswürdigen Kraft ausgenützt. Seine Regierungsperiode bildete für Mecklenburg und insbesondere für die Residenz Schwerin eine ganz neue Epoche, sie nimmt sich fast aus, wie ein kräftig pulsirendes, genußvolles Leben, welches das behagliche Traumleben unter seinem Vorgänger ablöste. Es soll und kann hier nicht ausführlich davon die Rede sein, wie Mecklenburg die ersten Schienenverbindungen erhielt, wie überall wirthschaftliche Verbesserungen geschaffen oder wenigstens eingeleitet und angebahnt wurden, sondern es soll nur der Pflege der Künste und des heitern Lebensgenusses gedacht werden, die in nahezu jonischem Geiste von Paul Friedrich ausging. Dieser Regent war der Sohn einer russischen Großfürstin, der Enkelin der großen Katharine, und ein Stück des hohen Geistes wie der Kraft des Genießens, womit einst die Semiramis des Nordens beseelt war, schien auf ihren Urenkel vererbt und mochte einen fruchtbaren Boden in dem obotritischen Elemente gefunden

haben, das selber gleichmäßig den geistigen wie den materiellen Genüssen zuneigt. Thatsache ist, daß Paul Friedrich die Städte des Landes mit glänzenden Bauwerken schmückte, Wissenschaft und Künste, darunter nicht zuletzt das Theater pflegte, und einen lebenslustigen Hof hielt, der rasch die reichen Barone des Landes in seinen Bann schlug und in manchen Beziehungen dem Versailles Ludwig XV. wenig nachgab. Das glanz- und lustvolle Schauspiel, das nach einer oder der andern Richtung über sonst wohlbeachtete Schranken hinausgehen mochte und doch genug des Edlen in sich barg, war jäh zu Ende mit dem vorzeitigen Tode Paul Friedrich's, der im Jahre 1842 die ihm verwandt geartete Gemahlin, die heute (1881) achtundsiebenzigjährige Schwester Kaiser Wilhelm's, als Wittwe, und als Nachfolger den damals erst neunzehnjährigen Sohn Friedrich Franz hinterließ.

Friedrich Franz II. ist eine von seinem Vater grundverschiedene Natur. Nach den Eltern war viel eher der jüngere Bruder, der bekannte (im Sommer 1879 verstorbene), mit der preußischen Prinzess Alexandrine vermählt gewesene Herzog Wilhelm, geschlagen. Es mag auch sein, daß der Unterschied noch dadurch verstärkt worden, daß der zur Regierungsnachfolge berufene Sohn Paul Friedrich's die unter der Herrschaft seines Vaters

vorgekommenen Auswüchse des Hoflebens auf sich abschreckend einwirken ließ und diejenigen Eigenschaften, von denen er vornehmlich nachtheilige Folgen bemerkte, um so energischer unterdrückte. Aus solchem psychologischen Prozesse erklärt man ja auch sonst die häufige Erscheinung des Gegensatzes zwischen Vater und Sohn, zwischen dem einen Regenten und seinem Nachfolger. Im gegebenen Falle soll aber keineswegs gesagt werden, daß der regierende Großherzog sich nach jeder Richtung hin in entschiedenem Gegensatz zu seinem Vater befinde. Auch er weiß Kunst und Wissenschaft zu schätzen und zu ehren; er geht hier im Grunde ganz dieselben Bahnen wie Paul Friedrich, nur daß er bedachtsamer und langsamer voranschreitet und sparsamer haushält. Auch er liebt sein Land und sorgt um das Wohl der Bevölkerung, er nimmt seine Regierungspflichten persönlich sogar so ernst, wie nur der vorzüglichste Beamte über seine Amtspflicht denken mag. Außerhalb Mecklenburgs wird der Großherzog mit Rücksicht auf die Verfassungskalamität meist falsch beurtheilt. Es ist hier nicht der Ort zu einer ausführlichen Richtigstellung; aber das Eine darf doch betont werden, daß die Aufhebung der liberalen Verfassung von 1849 nicht dem Fürsten zur Last zu legen ist: er wurde hiezu ja durch den Freienwalder Schieds-

spruch von Bundeswegen gezwungen. Heute nun liegt die Sache so, daß, da auch durch des neuen deutschen Reiches Grundgesetz die Verfassungen der Einzelstaaten gewährleistet worden sind, nur durch eine gütliche Verständigung mit dem ständischen Landtage oder durch Intervention der Reichsgewalt, beziehentlich durch eine Aenderung der Reichsverfassung die jetzige mecklenburgische Verfassungsform aus dem Wege geräumt werden kann. Der feudale Landtag will sich natürlich nicht selbst zum Tode verurtheilen, von Seiten des Reiches aber ist bisher nichts Entscheidendes geschehen: die Resolutionen des Reichstages sind wirkungslos, so lange nicht der Bundesrath dieselben zu den seinigen macht. Dies hier in Parenthese.

Der Sparsamkeit des Großherzogs (welche übrigens durchaus bewußte Uebung und keineswegs irgendwie aus nothwendigen Rücksichten auf das vorhandene Einkommen aufgedrungen ist, da die für den Regenten aus den Staatsdomänen ausgeschiedenen Hausgüter einen Jahresertrag von rund drei Millionen abwerfen), ist andeutungsweise schon vorhin gedacht: sein Hof zeigt nicht den Glanz der väterlichen Zeit. Man sagt, daß daher der eigentlich reiche und unabhängige Adel auf seinen Schlössern oder in Berlin lebt, von Schwerin aber sich mit wenigen Aus-

nahmen zurückgezogen hat. Der Grund ist indessen tiefer zu suchen: der Adel grollt (nun schon ein Menschenalter), daß der Großherzog 1849 in die liberale Verfassung, welche doch kein Triennium Bestand hatte, gewilligt. Erst in zweiter Linie kommt hier die Vorliebe des Fürsten für einfachere Hofhaltung in Betracht, obgleich auch dieses Moment sicherlich nicht ohne Gewicht ist; wie für jeden Mecklenburger, so nicht zum wenigsten bei dem Adel spielen die materiellen Genüsse ihre Rolle und ich habe aus dem Munde mecklenburgischer Barone bittere Klagen darüber gehört, wie der Großherzog wenig und hastig esse und die Auswahl der Weine zu wünschen lasse, so daß man an den Hofafeln den Speisen nicht behaglich ihr Recht zu thun und an dem Trunk sich nicht zu erfreuen vermöge. Durch seine Mäßigkeit ist eben der Großherzog eine seltene Ausnahme im eigenen Lande.

Friedrich Franz II. ist aber nicht allein ein sparsamer Haushalter, sondern auch in jeglicher andern Beziehung ein guter Hausvater: sein Familienleben ist ein muster-gültiges. Er ist jetzt zum dritten Male vermählt und führt mit der dritten Gattin eine ebenso glückliche, aber nicht glücklichere Ehe, als zuvor mit den früheren. Die erste Gemahlin — wie es heißt eine Jugendliebe Sere-nissimi aus der Zeit seines Dresdener Pensionats —

war die Prinzess Auguste von Neuß-Schleiz-Rößtritz, deren Großmutter eine Freiin von Geuder, genannt Rabensteiner, gewesen. Mit Rücksicht auf diese Abstammung entstanden, was beiläufig erwähnt werden mag, nach dem im Jahre 1862 erfolgten Tode der Großherzogin Auguste Gerüchte, die Ebenbürtigkeit und Successionsfähigkeit ihrer Kinder werde von den Agnaten des Mecklenburg-Schweriner Hauses (insbesondere also von dem oder doch im Interesse des dann nächstberechtigten Herzogs Wilhelm) angefochten werden, Gerüchte, die so laut auftraten, daß sie ein offizielles Dementi im Schweriner Regierungsblatte und das Verbot derjenigen Zeitungen, welche ihrer Erwähnung gethan hatten, nach sich zogen. Wenn die angebliche staatsrechtliche Frage wirklich im Kreise der Agnaten aufgeworfen sein sollte, was dahingestellt bleiben darf, so ist ihr jedenfalls thatsächlich keine weitere Folge gegeben; verlor sie doch auch für die Agnaten selber ihr praktisches Interesse mit der Wiederverheirathung des Großherzogs, der die Zahl seiner fünf Kinder erster Ehe in den beiden späteren verdoppelte. Da ihm nun zwar von der zweiten Gattin, einer geborenen Prinzess von Hessen-Darmstadt (der Schwester des regierenden Darmstädter Großherzogs), keine männliche Nachkommenschaft, dagegen von der dritten Gemahlin, einer Schwarzburg-Rudolstädterin, allein drei

Söhne blühen, so wäre seinem Blute ja, soweit menschliches Ermessen reicht, auch ohnedies die Succession gesichert geblieben. Durch die verstorbene Großherzogin Auguste ist Friedrich Franz II. übrigens auch in die nächste Verwandtschaft mit zwei zeitgenössischen deutschen Staatsmännern getreten, denen eine hervorragende Bedeutung auch für die Zukunft beigemessen wird: Prinz Reuß, der deutsche Botschafter am Wiener Hofe, ist sein Schwager, der Bizereichskanzler Graf Stolberg sein Vetter.

Noch zwei an dem regierenden Fürsten hervorstechende Eigenschaften bleiben zu erwähnen: eine stark entwickelte Frömmigkeit und — im Gegensatz zu fast allen seinen Vorgängern seit siebenhundert Jahren — ein ausgeprägter militärischer Sinn. Ueber dem Schreibtische des Großherzogs hängen die Bilder der bedeutendsten Heerführer der Vergangenheit und es fehlen unter ihnen auch die Gegner Mecklenburgs nicht, weder der Friedländer, noch der zwölfte Karl von Schweden, noch der große Napoleon. Daß es sich hier nicht bloß um eine Spielerei, sondern um wirkliches Talent handle, hat Friedrich Franz II. im französischen Feldzuge bewiesen; wie bekannt, führte er dort unter mancherlei besonders ungünstigen Umständen ein schwieriges Kommando, dem er nach dem Urtheil berufener und unparteiischer militärischer Kritiker mit

vorzüglichem Geschick gerecht geworden. Auch hier hat er der Nation thatsächliche Dienste geleistet, wie er denn auch sonst dadurch, daß er neben dem Oldenburger der einzige deutsche Fürst gewesen, welcher von jeher unentwegt zu Preußen gestanden, für sich einen Antheil an der Aufrichtung des deutschen Reiches mit gutem Recht in Anspruch nehmen darf. Es ist ein wunderliches Verhängniß, daß gerade unter der Regierung dieses deutschpatriotischen Fürsten in seinem eigenen Lande die innere Verfassungsfrage den unleidlichsten Charakter annehmen mußte. Aber es ist ungerecht, dem Großherzoge dies zur Last zu legen.

---

V.

Zwei Residenzen.

---

Doberan-Heiligendamm — Schwerin.

Daß Mecklenburg voll landschaftlicher Reize ist und wie schön es ist, das weiß man draußen wenig, und das läßt sich auch aus Fritz Reuter, dessen häufig tiefpoetische Schilderungen durchweg gerade die einfachsten Landschaftsbilder zum Gegenstande nehmen, kaum ersehen. Aber dieses Land ist in Wirklichkeit ein gottgesegnetes Stück Erde, nicht allein durch die meist reiche Fruchtbarkeit des Bodens, sondern auch, Dank den fesselnden Naturschönheiten, voll Wechsel und Unmuth: an der langgestreckten Küste das ewige Meer, im Lande die leichtschwellenden Hügel des baltischen Höhenzuges und die unzähligen Seen, die mit ihren klaren Gewässern Alpenseen gleichen; allüberall aber, an der Meeresküste wie an den Seegestaden, schimmernde Buchenwaldungen und ragende Menschenbauten.

Zwei der reizvollsten Punkte bilden die Sommer- und Winterresidenz des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin: Doberan-Heiligendamm und Schwerin.

Uralttheilige Stätte betreten wir in Doberan. In grauer Vorzeit beteten hier die alten Wenden zu ihrem Gotte Dobr. Vor siebenhundert Jahren erst endete der Kultus des „Allgütigen“ (im Slavischen ist heute noch dobr = gut), als Pribislaw, der getaufte Sohn des Dbotritenkönigs Niklot, hier „den Götzen stürzte“ und an seiner Statt als neues Bild der Verehrung das Muttergottesbild aufrichtete: Pribislaw gründete auf dem Platze des heidnischen Tempels 1164 das erste christliche Gotteshaus in Mecklenburg, die jetzt noch stehende alte Kapelle. Im Jahre 1170 wurde neben dieser Kapelle das erste Kloster im Lande, das Cisterziensermönchskloster zu Doberan, gegründet, das jetzt zum größern Theile in Ruinen liegt; nur die Kirche ist ziemlich gut erhalten und übt, um einzelner Alterthümer, insbesondere aber um der durch ihren mecklenburgischen Humor ausgezeichneten Grabinschriften, Anziehungskraft. Die mittheilungswürdigste dieser Inschriften ist eine in der Grabkapelle der Bülow's enthaltene; sie lautet:

„Wie, Düwel, wie, wie mit von mi,  
 Ik scheer mi nich enn Haar um di,  
 Ik bin ein mecklenbörgsch Edelman.“

Wat geit di, Düwel, min Supen an?  
 Ick sup mit minen Herrn Jesu Christ,  
 Wenn du, Düwel, ewig dösten müst;  
 Unn drink mit em söt Kollerschaal,  
 Wenn du sikt in de Höllenqual,  
 Drum rad' ick, wiek, loy, rönn unn gah,  
 Eft (oder), bi den Düwel, ick to slah."

Zu diesem alten Doberan ist inzwischen ein neues getreten mit Kurhaus (bis zur Aufhebung der Spielbanken in Deutschland natürlich auch mit einem Spieltempel, wo nach Dohr und Madonna einer neuen Gottheit geopfert ward), mit großherzoglichem Palais und Theater, mit dem Feld für die berühmten, alljährlich abgehaltenen Doberaner Rennen und vor Allem mit der zum Meeresufer führenden Chaussee: eine halbe Meile lang läuft sie, die längste Strecke mitten durch parkartig gepflegte Buchenwäldchen, macht dann plötzlich eine Biegung und aus dem Dunkel des Waldes schauen wir hinaus auf das offene blaue, endlose Meer. Hier ist das Seebad Doberan, hier ist Heiligendamm. Der Name rührt von einem natürlichen Steindamm her, den die See wie zum Schutze des Landes vor Ueberflutungen (bei der letzten großen Ostseenoth vor wenigen Jahren reichte allerdings die Schutzwehr nicht aus) aufgeworfen hat. Die Klosterchronik erzählt, daß heilige Kräfte auf inbrünstiges Gebet frommer Mönche aus dem Meeres-

grunde den Damm aufsteigen ließen; daher der Name Heiligendamm. Den Platz selber freilich hätte auch ein Dichter so nennen dürfen. Denn hier stören die Ansiedlungen der Menschen nicht: die in einfach edlem Style (das neue gothische Schloß liegt versteckt) aufgeführten Villen und Kurgebäude, die Parkanlagen, der Wald, das träumerische Klauschen des Meeres und auf seinen Wogen in der Ferne ein weißes Segel oder der langsam aufsteigende Rauch eines Lübecker Dampfers, das Alles ist in Wirklichkeit voll Harmonie und so voll

— — — von Gottes Frieden,  
Wie im Hain der Hesperiden  
Von dem Thau die Rose träuft

Selbst in der Höhe der Saison, wenn das großherzogliche Hoflager hier aufgeschlagen wird und die mecklenburgischen Granden mit Equipagen und Dienertroupe in's Bad ziehen, bleibt der friedvolle, vornehm-ruhige Charakter gewahrt, gerade weil Doberan-Heiligendamm — von Natur, wie nach dem Besuch — das meist aristokratische Seebad ist, welches existirt, weit aristokratischer als das pommerische Heringsdorf oder das internationale Ostende. So war es wenigstens noch zu Beginn der siebziger Jahre. 1873 freilich wurde das Seebad in ein Aktienunternehmen verwandelt und seit-

dem soll insoweit eine Aenderung eingetreten sein, als der reiche und speziell der mecklenburgische Adel nicht mehr in gleichem Maße wie früher überwiegt. In der eigentlichen Saison mag nun das lärmende Wesen Hamburger und Berliner Parvenüs den weisevollen Charakter des Ortes beeinträchtigen. Wer das vermeiden will, der komme im Frühling oder Frühsommer und er findet sich hier noch immer traumverloren in einem Stück irdischen Paradieses.

---

Anderß geartet, aber von der Natur nicht minder bevorzugt, ist das binnenländische Schwerin, die Haupt- und Residenzstadt des Landes. Hineingebaut in die zerrissenen Südufer des großen Schweriner Sees, der selber ringsum von lachenden Feldern und schattigen Waldungen mit durchschimmernden Schlössern und Kirchen eingerahmt ist, genießt die Stadt nicht allein die Schönheit dieser ihrer natürlichen Lage, sondern erhöht dieselbe ihrerseits noch durch die reiche Zahl städtischer Kunstbauten. Neben dem alten, ehrwürdigen Dome, der in unseren Tagen mit Pietät und Kunstsinne restaurirt worden und außer vielen Alterthümern heiläufig die größte Orgel Norddeutschlands birgt, erheben sich zierliche moderne Kirchen. Dem verstorbenen Großherzoge

Paul Friedrich dankt die Stadt am meisten: dieser Fürst ließ durch seinen Freund, den Hofbaurath Demmler, das Theater, den Marstall und eine Reihe anderer öffentlicher Kunstbauten, vor Allem aber das berühmte, in einem Theil an den Prachtbau von Chambord erinnernde Schweriner Schloß, die stolzeste und schönste Fürstenresidenz im weiten deutschen Reich, theils selber noch ausführen, theils die Pläne fertigstellen, deren rasche und vollständige Verwirklichung durch den frühzeitigen Tod des kunstsinnigen Fürsten dann freilich aufgehalten wurde. Das Schloß selber, dessen Bau fünf Millionen Thaler gekostet haben soll, ist auch heute nur nach Außen vollendet; ein Theil der innern Einrichtung steht noch aus und ist, da man den zu diesem Zweck weiter nöthigen Aufwand mit anderthalb Millionen Thalern veranschlagt, bei der Sparsamkeit des regierenden Großherzogs bislang wohl absichtlich aufgeschoben. Dieser seinerseits schmückte übrigens, wie andere Städte des Landes, so auch seine Residenz durch eine Zahl neuer Bauten: von ihm rühren eine Kirche, das große Arsenal, das neue Gymnasium und einige Kasernen her. Im Bau begriffen ist das Museum und andere Projekte schweben noch. Aber mit den Bauten, welche Schwerin bereits besitzt, ist es schon im Verhältniß zu seiner nicht an 30,000 heran-

reichenden Einwohnerzahl eine ganz ausnehmend bevorzugte Stadt.

Schwerin ist, woran heute allerdings nichts oder annähernd nur der Dom erinnert, auch eine sehr alte Stadt. Zwerin erscheint schon um das Jahr 1018 als eine Burg des Wendenkönigs Mizislav, welche jedoch (wie unter „Wendisch Land und Wendisch Fürstenblut“ erzählt) 1160 von Niklot, dem letzten Wendenkönige, selbst im Kriege gegen Heinrich den Löwen niedergebrannt wurde. Der siegreiche sächsische Heinrich ließ die Burg wieder aufbauen und erhob 1166 den daneben liegenden Ort zu einer deutschen Stadt, welche als solche die älteste im Mecklenburger Lande ist. Nur der slavische Name ist geblieben; er bedeutet so viel wie Wildgehege und trifft noch heute insoweit zu, als die umliegenden Forsten auch in unseren Tagen äußerst wildreich gehalten werden. Eine andere Rechtfertigung des Namens hatte ein kauftischer alter Mecklenburger im Sinne, als er mich, da ich nach Schwerin übersiedelte, vor diesem Wildpark à la Versailles warnte, und ich muß freilich bekennen, daß der in jener Andeutung gegen die Schweriner Bevölkerung erhobene Vorwurf eine Zeitlang wohlbegründet gewesen sein mochte. Es ist jetzt anders geworden, aber während meines Schweriner Aufenthalts im Anfang dieses

Zahrzehnts bin ich doch noch häufig an das englische Sprüchwort von dem Gerippe erinnert worden, das eine jede Familie in irgend einem Winkel des Hauses stehen habe. Es war freilich eine besondere, bei allen Vorzügen doch auch wieder die gute Sitte und die wahre Sittlichkeit nicht immer fördernde Periode, da unter Paul Friedrich der reiche Adel und viele fremde Künstler in Schwerin zusammenströmten, und von einem großen Theile derselben der schäumende Genuß als die erste oder einzige Lebensaufgabe genommen ward. Aber merkwürdig bleibt es, wie noch nach einem Menschenalter unter einem Fürsten, der selber ein mustergültiges Familienleben führt und einen einfachen Hof hält, die gesunde Reaktion so langsam vorwärts geht. Noch heute, und namentlich in Beziehung auf Lebens- und Liebeslust, preist der Schweriner die schönen Tage von Paul Friedrich. Da strömen die Worte begeistert von den Lippen, die Augen der Matronen leuchten heller, auch sie hatten einmal den Becher gekostet; und begierig-verschämt lauschen die Mädchen . . . Langsam verliert sich all' das, und von den Fehlern, welche die frühere Generation, nicht von Natur besessen, sondern nur angenommen hatte, kehrt das aufwachsende Geschlecht zurück zu dem reineren mecklenburgischen Volkscharakter, in dem wohl eine ausgeprägte Neigung zum

behäbigen Genuße, aber zugleich ebensoviel Abneigung gegen das liegt, was einem degenerirten Sinne noch oder erst Genuß ist. Dieselbe unverdorbene und urwüchsigte Kraft, welche für Puritanerleben und überreizte Askese kein Verständniß hat, schützt dieses Volk auch vor der sittlichen Entartung. Die Periode aber, in welcher der inzwischen durch die gesunde Konstitution der Bevölkerung gemach wieder ausgeschiedene Aussteckungsstoff nach Schwerin getragen worden, hat andererseits dort auch viel Vortreffliches begründet, das sich dauernd zu behaupten versteht. Die Wissenschaft hat ihre Vertreter in der mecklenburgischen Residenz und Männer des ernstesten Strebens leben hier: der eine Name des alten Bisch, des Geheimen Archivrathes und weit über die Grenzen nicht Mecklenburgs, sondern Deutschlands berühmten Alterthumsforschers gibt seinem Wohnorte für sich allein schon Weihe. Dazu hat sich eine Kolonie von Dichtern, Schriftstellern, Komponisten, Malern und sonstigen Künstlern erhalten: Hobein, Ludwig Brunier, Friedrich Rücken, die Suhrlandt (verehelichte Kommerzienrath Soltau), Schloppe und viele Andere sind mehr oder weniger bekannt. Wissenschaft, Poesie und Kunst haben ihren Platz in Schwerin. Den besten Namen, insbesondere durch ganz Deutschland, hat das treffliche großherzogliche Hoftheater. Ekhof hat vor

hundert Jahren zu Schwerin eine deutsche Theaterakademie gründen wollen. Heute ist etwas der Art hier Wahrheit geworden. Das Theater, welches eine lange rühmliche Geschichte hand tu dem in den letzten Jahrzehnten nach einander der Komponist v. Flotow und der Dichter v. Puttlig vorstanden, wird jetzt von dem Hofintendanten Freiherrn v. Wolzogen, einem Manne, dessen Wissen und Können seinem klassischen Namen voll entspricht, geleitet. Unter ihm ganz besonders hat das Schweriner Theater einen hervorragenden Rang unter den deutschen Bühnen erlangt, und würde unzweifelhaft ein noch viel höheres Ansehen genießen, wenn nicht die Mitglieder gar so häufig wechselten. Nicht als ob Wolzogen der Kunst, die Schauspieler zu halten, entbehrte, oder als ob pekuniäre Bedenken zu sehr in's Gewicht fielen: der Intendant ist bei dem Personal durchaus beliebt, das Publikum kunstsinnig und der Großherzog schießt alljährlich 120,000 Mark und darüber zu. Aber Wolzogen hat die Leidenschaft, talentvolle junge Anfänger auszubilden, eine Leidenschaft, welche so stark und einseitig geworden, daß ihm, sobald seine Zöglinge das Ihrige gelernt, das frühere Interesse schwindet; er begeistert sich mehr für den ungeschliffenen Diamanten, wenn er ihn schleifen darf, als für den geschliffenen, ob er demselben auch zum Glanze verholfen hat. So ist

Schwerin eine Art Pflanzschule von schauspielerischen Kräften für das deutsche Theater, eine Art nationaler Theaterakademie geworden; hier wurden beispielsweise allein während meines dreijährigen dortigen Aufenthaltes die Delia (Clara-Delia), die Bland, die Wienrich, dann Hock, Keller, Friedmann und noch eine ganze Reihe anderer, heute über alle Bühnen deutscher Zunge zerstreuter Kräfte ausgebildet oder doch erst recht durchgebildet (auch an Helene v. Dönniges, der damaligen Gattin Friedmann's, versuchte Wolzogen seine Schule, freilich ohne großen Erfolg, was nicht dem Lehrer, sondern der Schülerin, welcher das Spiel vielleicht zu wenig Kunst und zu viel Natur war, zur Last gelegt werden muß). Von Schwerin kommen alljährlich neu ausgebildete Zöglinge Wolzogen's, die sich meist rasch draußen einen ehrenvollen Namen und Platz erwerben. Das ist ein Ruhm und ein Verdienst, aber für Schwerin selber zugleich ein Mangel des großherzoglichen Hoftheaters, welches im ersten Theile jeder Saison doch immer mit der Einlernung der neuen Talente zu kämpfen hat. Die sorgsame Schule freilich, welche Wolzogen pflegt, macht das eigenthümliche Verhältniß weniger empfindlich: es findet keine Aufführung statt, welcher nicht der Erfolg durch peinliche Einstudirung und ausgiebige Proben gesichert zu sein scheint; die An-

fänger werden allerdings (aber dafür sind sie eben in der Schule) außerordentlich und um so mehr angestrengt, als die Wiederholung einer Vorstellung in derselben Saison hier zu den großen Ausnahmen zählt. Der Pflege des Schauspiels entspricht die der Oper, bei welcher dem Intendanten der treffliche Hofkapellmeister Mloys Schmitt zur Seite steht; die Oper, der früher Schott, Schrötter und eine Reihe anderer, gleichfalls von Schwerin nachher ausgewanderter und allgemeiner bekannt gewordener Kräfte angehörten, zählt zu ihren Mitgliedern vor Allem seit einem runden Jahrzehnt den jetzt aus den Bayreuther Aufführungen erst allgemein bekannt gewordenen vorzüglichen Bariton Karl Hill.

. . . Man sieht, es gibt doch gar Verschiedenes und überwiegend Vorzüge im besten Sinne des Wortes, um derentwillen das mecklenburgische Schwerin, der obotritische Wildpark, für sich den Namen eines Klein-Paris in Anspruch nehmen darf.

---

## VI.

### Wie der Epikuräer zum Sozialisten ward.

G. A. Demmler.

Gottbegnadeter Künstler, Freund eines genialen Fürsten und — Sozialdemokrat, wie mag sich das vertragen? Man sollte meinen, nur eine zerrissene Natur und ein wirrer Kopf können in Leben und Wirken mit den beiden erstgenannten Eigenschaften die dritte äußern. Aber dennoch kenne und verehere ich einen Manu, welcher sie zu einer dreieinigen Verbindung in sich selbst gebracht und damit keineswegs gegen die eigene Natur gekämpft, sondern vielmehr nur seine ursprünglichen Anlagen ausgebildet hat, ausgebildet zu einem effectiv harmonischen Ganzen. Der Hofbaurath Georg Adolph Demmler zu Schwerin ist keine Persönlichkeit von innerer Zersahrenheit, sondern in Wahrheit, so paradox das Wort auf den ersten Laut klingen mag, gerade weil er sich in die Reihen der Sozialdemokraten gestellt, eine in sich har-

monische Natur geworden. Mit der Entwicklung, die er sich selbst — und mehr bewußt, als unbewußt — gegeben, ward er erst seinen Charakteranlagen gerecht und er handelte nur als echter geborener Jünger Epikurs, der er ist.

Sie ist etwas werth, die epikureische Lebensweisheit; denn sie allein giebt volle Befriedigung nach innen, mag sie nach außen auch noch so disharmonische Erscheinungen zeigen. In soweit ist Demmler ein Weiser. Von einer gütigen Natur mit einem reichen Kunsttalent ausgestattet, hat er dasselbe sich und der Welt zur Freude verwerthet: wie wenige andere Schüler Schinkels hat er den großen Meister verstanden und dann die Freundschaft Paul Friedrichs genüßt, um in der Heimath seinem Schaffensdrange zu genügen; an anderer Stelle ist davon geredet, wie er der Verschönerer Schwerins durch seine Bauten und den genialen Stadterweiterungsplan geworden, aber im ganzen Lande auch reden Zeugnisse seiner vielseitigen und schöpferischen Thätigkeit. So lange sein fürstlicher Freund und Gönner lebte, konnte er in dieser Aufgabe volle Befriedigung finden; nachher indeß ward, wenn ihm gleich Wittwe und Nachfolger Paul Friedrichs wohlwollende Güte entgegenbrachten, jetzt, wo der Arm des großherzoglichen Freundes keine unmittelbare Stütze mehr

bot, doch auch für Demmler das Parquet des Hofes „glatt“. Sein Talent besaß kein Anderer und an seine Arbeitskraft (was er, der Eine, geschaffen und verwaltet, das nur weiter zu administrieren, sind heute nicht weniger als drei hohe Beamte angestellt) reichte ebenso wenig ein Anderer heran; aber um so mehr — das ist ja die alte Geschichte — wurde er auf Umwegen angefeindet. Das weckte in ihm die schlummernde Opposition und erschloß ihm zunächst indirekt das Verständniß für Alles, was an der Bewegung der vierziger Jahre berechtigt war. Mit dem Freimuth, der einen Grundzug seines Charakters bildet, trat er für das ein, was er für recht erkannt und ließ sich durch den Widerspruch, den er erfuhr, nur noch rascher auf der beschrittenen Bahn vorwärts treiben. Die nothwendige Folge war — seine Entlassung ohne Pension.

Der Bruch mit dem Hofe war ein offizieller; ein wirklich vollkommener ist er indessen nie geworden. Denn nicht allein daß der regierende Großherzog mit seinem offenen Verständnisse für die Verdienste des Künstlers ihm stets eine ungeminderte Werthschätzung bewahrte, blieb auch Demmler seinerseits durch Erziehung und Gewohnheit, wie durch das Band, das ihn mit Paul Friedrich verknüpft hatte, der großherzoglichen Familie

in Wahrheit immer und bis auf den heutigen Tag in ehrlichem Sinne anhänglich. Friedrich Franz II. hat ihn zu unterschiedlichen Malen in seiner Wohnung aufgesucht, so — wie ich mich erinnere — 1872, als Demmler einen genialen Plan für das künftige Reichstagsgebäude entworfen hatte, der zwar, da die vorgeschriebenen Detailausführungen fehlten (mit Absicht, weil der Künstler wohl nur den Beweis seiner ungeschwächten Leistungsfähigkeit liefern, dagegen bei seiner prononcirten politischen Stellung um den Preis selber überhaupt nicht ernstlich konkurriren wollte), nicht prämiirt werden konnte, aber bei den Fachmännern offene und bewundernde Anerkennung fand; der Großherzog äußerte damals, daß er trachten müsse, den Plan, wenn auch für einen anderen Zweck, im Bau auszuführen. Weiter ist Demmler sogar direkt in seinem Fache wieder hilfreich für den Hof thätig gewesen: das von ihm erbaute Schweriner Hoftheater sollte vergrößert werden, die zur Ausführung berufenen Bauräthe wurden mit der Aufgabe nicht fertig und so mochte es die Nothwendigkeit sein, welche zwang, an den so lange zurückgesetzten Künstler wieder zu appelliren, der denn das Werk rasch erledigte. Als ungefähr um dieselbe Zeit, im Januar 1877, Demmler in den Reichstag als sozialdemokratisches

Parteimitglied gewählt wurde, soll er, wie erzählt wird, noch eine Audienz bei seinem Fürsten gehabt haben, welche dieser mit den Worten geschlossen: „Nun, lieber Demmler, treiben Sie's in Berlin nicht gar zu arg.“ Si non vero etc. Jedenfalls würde sich in dem Worte die richtige Erkenntniß ausgedrückt haben, daß man den Sozialisten Demmler nicht mit dem Maßstabe, den man an Hasenclever, Most oder Bebel legen mag, messen darf. Er bleibt dem schwerinischen Fürstenhause anhänglich, wenn er auch seinen verstorbenen Gönner Paul Friedrich höher hält, als den ihm fremderen lebenden Großherzog, und wenn er auch manche Bosheit nicht unterdrücken kann: Bei dem Einzuge des erbgroßherzoglichen Paares (die junge Gemahlin ist wieder eine russische Großfürstin und erregte auch bei ihrer neulichen Anwesenheit in Berlin die Bewunderung aller Verehrer weiblicher Anmuth und Schönheit) in Schwerin, im Frühjahr 1879, ließ der alte Demmler durch eine seiner Großnichten den Neuvermählten einen Kranz überreichen, dessen Bänder die Huldigung trugen: „Dem Enkel des unvergeßlichen Paul Friedrich!“ . . .

Sozialistische Alluren hat während der vergangenen Jahre mancher Gebildete periodisch angenommen; aber wenige nur sind konsequent und freimüthig genug ge-

wesen, um sich offen zur sozialdemokratischen Partei zu bekennen. Demmler that's und that es in der Ueberzeugung, wirklich auf dem Boden von Karl Marx zu stehen. Er irrte und irrt sich darin, darüber bin ich für meinen Theil, der ich ihn hinlänglich zu kennen glaube, außer Zweifel. Aber deshalb soll man ihn nicht verkehern, sein Handeln nicht als widersinnig verdammen. Die Konsequenz, die er bewiesen, sollte vielmehr Demjenigen, welcher in der Parteien Haß und Hader sich noch die Fähigkeit eines unbefangenen Urtheils bewahrt hat, wohl gebührende Achtung abnöthigen. Hat doch Johann Jacobi, dessen Geistesstärke und Folgerichtigkeit im Denken und Handeln nicht erst erwiesen zu werden braucht, dieselbe Konsequenz gezogen und sich gleicher Weise als Socialdemokrat proklamirt. Irrthum darf und soll man es schelten, aber mehr nicht.

Demmler genügte durch die öffentliche Ablegung seines sozialistischen Glaubensbekenntnisses einem innern Drange und wahrte sich so nur die Harmonie seines Wesens. Wie wurde er denn am Ende Sozialist? Unter und mit Paul Friedrich mochte er seinem Schaffensdrange und zugleich in praktischer Bethätigung seinen menschenfreundlichen Wünschen der Hebung der arbeitenden Klassen nachhängen; er war damals schon ein Hoffsozialist,

aber in ganz anderem und viel schönerem Sinne, als etwa in unseren Tagen der Hofprediger Stöcker in Berlin: in den dreißiger und vierziger Jahren, da Demmler die großen Schweriner Bauten — das Theater, den genialen Marstallsbau und das Schloß, die prächtigste Fürstenresidenz im weiten deutschen Reiche, wie alle die anderen monumentalen Schöpfungen, die er entworfen — leitete, vergab er die Ausführungen und alle Lieferungen nicht in Submision an den mindestfordernden Unternehmer, sondern ließ, so weit das praktisch anging, die arbeitenden Kräfte möglichst unmittelbar an dem Unternehmergeinn partizipiren, indem er keine Generalunternehmer gelten lassen wollte, sondern die einzelnen Handwerker ermuthigte, als Spezialunternehmer einzutreten. Das war ein Stück Sozialismus, aber freilich ein berechtigtes. Durch Demmlers Entlassung aus dem Staatsdienste wurde dann plötzlich seine große Arbeitskraft und sein Humanitätstrieb verhältnißmäßig kalt gestellt und, je stärker diese Eigenschaften in ihm sind, um so nachdrücklicher mußten sie reagiren. Der Dienstentlassene fühlte das selber offenbar instinktiv und, um sich das innere Gleichgewicht zu wahren, warf er sich der Opposition um so williger in die Arme. Kampf und Fehde, welche Andere leicht zur Verbitterung treiben, thun ihm

immer wohl; wenn er daher, wie die meisten seiner Landsleute, die Tafel und die Weine zu schätzen weiß, so war ihm doch von je der Streit und zwar der etwas leidenschaftlich geführte Streit über politische Anschauungen und über Alles, was Gebildete interessirt, die liebste Tischwürze und ich glaube nicht, daß ich das Glück genossen hätte, so manchen Abend bis tief in die Nacht ihm beim Glase Gesellschaft leisten zu dürfen, wenn nicht unsere Anschauungen trotz einzelner Berührungspunkte doch auch wieder so weit auseinander gingen.

Die unbeschäftigte Arbeitskraft, welche für ihre frühere schöpferische Bethätigung nur einen partiellen Ersatz in einem verdienstreichen Wirken innerhalb des kommunalen Lebens von Schwerin zu finden vermochte; das Wohlwollen für die arbeitenden Klassen, welches mit der wachsenden Noth derselben um so energischer nach Auffindung eines Heilmittels trachtete; eine von Natur aus im Keime vorhandene und durch die Umstände großgezogene Neigung zur Opposition — das sind die Faktoren, welche einen Mann zum Sozialisten gemacht haben, der durch Talent und Können berufen war, auf einer höheren Warte, auf jener der Künstlerschaft und künstlerischer Bethätigung zu stehen; der durch ein ansehnliches Vermögen (er verdankt es nicht der von ihm

niemals mißbrauchten Gunst des Fürsten, sondern ererbte es vom Vater, welcher beiläufig einer der fünf oder sechs ehemaligen Landesfchornsteinfegermeister gewesen, die das Monopol für das gesammte Landesgebiet unter sich theilten), frei und unabhängig genug ist, um nicht allein die ihm verweigerte Pension zu verschmerzen, sondern auch sich einen ebenso friedlichen als genußreichen Lebensabend bereiten zu können; der es aber vorzieht, neben dem behaglichen Lebensgenusse, welchen er sich stets erhalten, auch in den Kampf für eine verworrene oder im besten Falle abstrakte ideale Theorie einzutreten. Dieser Kampf war und ist ihm eben — darin liegt die Erklärung — nur eine andere Art Genuß, weil er dem Wesen Demmlers entspricht. Der mehr als Siebzigjährige liebt nicht allein das Mahl und den Wein, das Schauspiel, die Oper und das Ballet, die Schönheit in Kunst und Leben; er begnügt sich auch nicht mit Reisen, die ihn noch in seinem hohen Alter bis nach Afrika geführt, — das Alles bringt schließlich auch ein Durchschnittsphilister, der hinreichendes Geld und die nöthige Körperkonstitution besitzt, fertig. Demmler verlangt mehr vom Leben; er ist ein Epikuräer von edlerer Sorte.

Und so ist er Sozialdemokrat und sozialdemokratischer Abgeordneter geworden; und wenn er nach der Auflösung

des Reichstages 1878 bei vorübergehenden Altersbeschwerden sein Mandat nicht erneuern lassen wollte, so ist damit nicht gesagt, daß er im nächstfolgenden Parlamente nicht wieder erscheint. Ich meine, er würde doch trotz seines Sozialismus an dem Wohle der Nation mitarbeiten: wofür immer er in der Leipziger Straße plaidirte, ob für die Beherbergung der Garnisonsoldaten nicht in ungesunden und kostspieligen Kasernen, sondern in den von ihm für Schwerin entworfenen, dort ausgeführten und auch von preußischen Generälen als vortheilhaft befundenen, gesunderen und billigeren sogenannten Quartierhäusern, oder für die Pflege der künstlichen Fischzucht, „damit die arbeitende Klasse es nicht mehr nöthig habe, sich mit Fischen des vierten Standes, mit den maritimen Proletariern, mit Dorfsch und Zander zu begnügen, sondern auch Lachs und Seezunge auf ihren Sonntagstisch setzen könne,“ oder wofür sonst, — stets hatte es einen praktischen Zweck, dem, wenngleich von einem Sozialdemokraten vorgetragen, doch recht gut wohlmeinende Andersgläubige sich anschließen durften.

---

## VII.

### Die schlafende Stadt.

~~~~~  
W i s m a r.

Wenn in grauer Vorzeit ein schwärmerischer Anachoret das städtische Gewand abwarf und hinauswandernd nach dem Wege frug, der ihn in die Wüste führe, da mag er wohl ein ähnliches, halb bewunderndes Erstaunen gefunden haben, wie ich es bemerken mußte, als ich vor einem Duzend Jahren auf der mecklenburgischen Kreuzungsstation Kleinen den Hamburg-Stettiner Zug verließ und nach der Wismarischen Abfahrtsstelle frug. „Nah' de Wismar?“ antwortete kopfschüttelnd der Eisenbahnbeamte, „nah' de Wismar?“ doar links, Harr, ganz för sück.“ Und ich ging hinüber, wo drei oder vier Waggons in der That „ganz för sück“ standen und an ihre Spitze sich eben langsam die Locomotive stellte. Ich trat an den einzigen Personenwagen, ich fand das einzige geöffnete Coupé. Jetzt saß ich drinnen, die Locomotive

pfiff, ich blieb allein. Aus dem Fenster warf ich einen Blick nach der Station zurück: es war keine Täuschung, mein Eisenbahnbeamter sah dem Wismarschen Zuge nach, ich meinte sein Kopfschütteln zu sehen und wieder sein mitleidig verwundertes „nah' de Wismar?“ zu hören. Der Mann war offenbar auch der Ansicht, daß ich, ein moderner Anachoret, in die Einsamkeit der Wüste, in die Weltabgeschiedenheit reiste; er mochte mir angemerkt haben, daß es keinem flüchtigen Besuch, sondern dauerndem Aufenthalt gelte. Und in Wirklichkeit war's ja in seiner Art ein Wagniß, nach freier Wahl in die entlegene, dem Leben fast abgestorbene, schlafende Stadt zu ziehen, wo es zweifelhaft sein mußte, ob die Arbeit Frucht tragen und Selbstbefriedigung gewähren werde, und wo nur das Eine gewiß war, daß in den altersgrauen Mauern, am Strande der rauschenden Ostsee es sich gar beschaulich träumen lassen müsse.

Schon die ländliche Gegend, durch welche mich die Locomotive führt, hat in ihrer Ausdehnung etwas Eintöniges: hin und wieder in der Ferne ein wenig Gehölz und ganz nahe dem Eisenbahndamm, die längste Strecke ihm fast parallel laufend, ein murmelnder Bach: er fließt im Bette des Canals, den einst der große Friedländer, als er das ihm vom Kaiser verliehene Herzogthum

Mecklenburg in Besitz genommen, von Kleinen, der Nordspitze des Schweriner Sees, bis in die zwei Meilen entfernte Wismarsche Bucht graben ließ: der Bau schuf die Verbindung mit der Elbe und so zugleich die zwischen Nord- und Ostsee; jetzt ist er verfallen, die alten Mecklenburgischen Herzöge mochten sich nach ihrer Wiedereinsetzung für die Schöpfung des Usurpators um so weniger erwärmen, als die durch den Westfälischen Frieden schwedisch gewordene Stadt Wismar den Hauptnutzen von jener Straße gezogen hätte. Nur im Volk hat sich noch nach einem Viertelfahrtausend die Erinnerung an das segensreiche Werk erhalten, welches eine in den Thaten des Friedens wie des Krieges gleich genial veranlagte Natur schaffen wollte: „Wallensteinigraben“ nennt der Landmann noch heute die Ueberbleibsel des Canalbaues. Das ist das Bett, in dem, bis in die Waggons des vorbeifahrenden Eisenbahnzuges hörbar, heute so melancholisch der Bach murmelt. Zuweilen wird das Gemurmelt stärker. Oder sollte von fernher der Wind das Klauschen des Meeres tragen? Es ist schwer zu unterscheiden, wenn man wie ich bereits achtzehn Stunden schlaflos auf der Eisenbahn zugebracht; schwerer noch für den müden Reisenden, der einlullenden Wirkung zu widerstehen. Ich schaute bald nicht mehr zum Coupéfenster

hinaus, sondern lehnte mich in die Rissen zurück; aber in den Halbschlaf hinein hörte ich weiter das Murmeln, und nun war es mir, als ob die Wogen der Ostsee mir ein Schlummerlied fängen, mir oder der schlafenden Stadt selber, deren Mauern sie fast bespülen. Ein Lied von geschwundener Kraft und Herrlichkeit, von verfallener Größe und erstarrtem Leben.

Denn groß und bedeutend war einst auch diese Stadt, im Mittelalter wie nach manchen Anzeichen schon in früherer Vergangenheit. Sie ist uralt, die Stadt, wie der Name selbst, den die Sprachforscher kaum bestimmt zu deuten verstehen. Gewisses, sicheres Meer, so meint man, möge wohl die Bedeutung sein; denn indogermanischen Stammes sei das Wort unzweifelhaft. Jedenfalls fanden die Sachsen, als sie die heutige Stadt Wismar anlegten, den Namen schon vor in dem noch Jahrhunderte später von Wenden bewohnten, jetzt Altwismar genannten Orte und die Wenden ihrerseits mögen den Namen von den Angeln oder einem anderen der germanischen oder slavischen Stämme übernommen haben, die sich auch hier in der Zeit der Völkerwanderung drängten. Das Wasser, die Meeresbucht, die ganze Gegend hieß „die Wismar.“ Und „die Wismar“ nennt auch heute noch der Volksmund die neue, jetzt selbst schon altersgraue Sachsenstadt. Das

Meer wüßte wohl Bestimmteres, doch das grübelt nicht über Namen. Aber es liebt die alte Wismar, es rauschte daher von Jahrhundert zu Jahrhundert und sein melodisches Murmeln weissagt vielleicht von einer neuen bessern Zeit, die wieder kommen wird, wie sie einst gewesen, als die jetzt öden, großen Häuser Wismars voll der Waaren aus aller Herren Länder und der Hasen voll war von Schiffen, welche die See hin und her trug, als die Bürger rastlos erwarben und gewappnet in trotziger Wehr das Erworbene vertheidigten. Wismar war ja im Mittelalter eine der mächtigeren Baltischen Hansestädte; seine Handelsflotte war zahlreich und rührig und, wenn es Krieg galt, so führte in Dänemark wie in Schweden, vor Kopenhagen wie im Kampf um Nowgorod der Wismarische Bürger sein Schwert so gut, wie irgend ein anderer Hansischer Mann. Später freilich, als der Glanz der Hanse verblich, kam trübere Zeit, bald auch durch den Westfälischen Frieden die Herrschaft der Schweden, welche in dem so errungenen Besitz wenig mehr als eine militärische Einfallspforte nach Deutschland sah und die commercielle Bedeutung des Plazes lahm legte: unter dem Drucke der Waffen entschloß die Kraft freier, friedlicher Arbeit. Zu Beginn des laufenden Jahrhunderts erst ward Wismar Deutschland wieder erworben: Friedrich

Franz I. von Mecklenburg-Schwerin nahm es gegen „Darlehung“ einer Million Thaler in Pfandbesitz; aber formell ist der Krone Schweden das Recht geblieben, nach einem Jahrhundert — dasselbe endet mit dem 19. August 1903 — gegen Rückzahlung des Darlehens sammt Zins und Zinseszins „Stadt und Herrschaft Wismar“ wieder einzulösen. Der Preis wird etwas hoch sein und sehr fraglich erscheint es, ob Schweden ihn zu zahlen bereit wäre. Aber, wenn man auch in Stockholm an Derartiges denken sollte, so steht doch heute hinter Mecklenburg das Deutsche Reich, welches die Fortsetzung dieses Schachers mit deutscher Erde nimmer leiden würde. Wismar ist thatsächlich und endgültig wieder unser geworden. Aber recht erwacht ist es auch heute noch nicht und noch heute ist die Bedeutung, welche dem Platze für den Handel und die Marine von der Natur angewiesen ist, nicht wieder recht erkannt.

Während das Rauschen des Meeres mich also träumen und sinnen läßt, hält der Bahnzug schon an; der Schaffner öffnet die Coupéthür schweigend: er braucht nicht den Namen der Station zu rufen, denn weiter geht keine Schienenstraße, hier ist das Ende der Welt, wir sind in Wismar. Ich trete hinaus und wunderbar setzt schon der erste Blick des umschweifenden Auges die Coupé-

träumereien fort: Da liegt der Bahnhof unmittelbar am Hafen, die Schienenstränge fahren die Güterwagen unmittelbar aus Schiff und vom löschenden Schiff ebenso direct und bequem in die Güterräume des Bahnhofes. Aber was für Schiffe liegen hier? Es ist nicht sowohl die geringe Anzahl, als das Aussehen der meisten, welches Jedem, der an den Anblick der schmucken Schooner und Briggs, der stolzen Dreimaster und der stolzeren Dampfschiffe in blühenden Handelshäfen gewöhnt ist, erschrecken läßt. Das hier sind durchweg finnische Schiffe: sie führen Holz, Butter, Talg, auch wohl Theer; Capitain zugleich und Erbauer des Fahrzeugs ist gewöhnlich der finnische Landmann, welcher jene Produkte daheim selber gewonnen hat. Häufig haben sich auch mehrere Finnen zusammengethan, um Ladung und Schiff fertig zu bringen. Diese lotterig gebauten und schmutzig gehaltenen Fahrzeuge sind häßlich anzuschau: man wundert sich nicht zu hören, daß, wenn die Holzpreise gut stehen, der Eigenthümer sein Schiff selbst zer schlägt und das Holz mitverkauft, die eigene werthe schmutzige Person aber auf dem Landwege in die Heimath zurückbefördert.

Und der vortreffliche Hafen Wismars — durch seine Größe, wie seine natürliche Geschügtheit zugleich auch nach dem Urtheile Sachverständiger meistgeeignet zur

Anlage eines deutschen Kriegshafens und diesem Zwecke weit besser entsprechend, als das holsteinische Kiel, — hätte so viel Platz für die schönste und stolzeste Handels- und Kriegsflotte. Da dehnt sich die Wismarische Bucht, fast von den noch halb aufrechtstehenden, halb schläfrig zusammengesunkenen alten Stadtmauern aus, in weitem, majestätischem Bogen, den Eingang geschützt durch den „Wallfisch“, eine kleine Insel, deren Umfang gerade hinreicht, um ein militärisches Fort zu errichten und welche für diesen Zweck auch bereits von den Schweden benutzt ward. Entfernter nach Norden legt sich die große Insel Poel vor, welche gleichfalls zur strategischen Deckung herangezogen werden könnte. Der Plan zur Anlage eines großen deutschen Kriegshafens an diesem, durch die natürliche Lage so ausnehmend begünstigten Platze ist schon einmal an maßgebender Stelle in Berlin debattirt. Weshalb er damals nicht energischer verfolgt worden, darüber bin ich nicht unterrichtet. Aber gewiß ist, daß er früher oder später doch zur Ausführung gelangen wird.

Bis dahin ist Wismar um so mehr darauf angewiesen, seine commercielle Entwicklung zu pflegen. Es wäre höchst ungerecht zu verschweigen, daß die Wismar'schen Kaufleute selbst in dieser Richtung die ernstesten An-

strebungen machen. Aber ungünstige Eisenbahnverbindung, die vernachlässigte Ausbildung der von der Natur schon halb fertigen Wasserstraßen in das Hinterland, insbesondere mit der Elbe, der Mangel an Kapital u. A. m. erschweren dieses Vorwärtstreben und verlangsamen seine Erfolge. Auf dem Plage lastet der Druck der Vergangenheit, in welcher er erstarrt ist, und aus der Erstarrung vermag er sich wieder um so schwerer zur lebendigen, gedeihlichen Thätigkeit wieder emporzurichten, als er innerhalb gerade desjenigen deutschen Staates, dem er heute zugehört, überall mit ganz entschiedener — Mißgunst angesehen wird. In der Mecklenburgischen Bevölkerung mag die peinliche Erinnerung, daß die feindliche schwedische Nation hier, hineingeschoben in das Land ein Trutz-Mecklenburg und Trutz-Deutschland errichtet hielt, nachklingen und die Abneigung auch gegen die wiedergewonnene Stadt nicht erkalten lassen; in der Haupthandelsstadt Mecklenburgs, Rostock, tritt vielleicht noch ein gewisser Coucurrenzneid gegen die unter einiger Maßen günstigen Umständen dem Hafen an der Warnow in Wismar erstehende Rivalin hinzu. Thatsache aber ist die allgemeine Abneigung und im besten Falle die allgemeine Gleichgiltigkeit gegen Wismarische Interessen: „Was kann aus Wismar Gutes

kommen?!" ist ein in Mecklenburg sprichwörtlich gewordener Ausdruck solcher Gesinnung. Beim Landtage aber, in welchem die Stadt nicht einmal selbst vertreten ist, und bei der Regierung steht das Stiefkind der Obotriten noch besonders schlecht angeschrieben — um des alten republikanischen und freiheitlichen Geistes willen, der sich durch alle Wechselfälle der Zeiten in den Bürgern der ehemaligen Hansestadt nicht hat ersticken lassen, und im Jahr 1830 sogar zu einem etwas tumultarischen Ausbruche führte, welcher die „Revolution von Wismar“ genannt wird. So ist es gekommen, daß man in Schwerin zwar nicht die communale Selbstständigkeit (welche Wismar übrigens auch im Staatsvertrage mit Schweden gewährleistet worden) angetastet, aber sich doch gewöhnt hat, die Stadt mit ungünstigen Augen anzusehen. Von einem schweriner Geheimrath, der erst vor wenigen Jahren gestorben, wird sogar das bezeichnende Wort colportirt: das Beste sei, Wismar an allen vier Ecken anzuzünden und niederzubrennen.

Dieser liebenswürdige Wunsch wird freilich nicht verwirklicht werden. Im Gegentheil wird und muß die Zukunft — wenn anders man überall an die wirthschaftliche Entwicklungsfähigkeit und Kraft des Vaterlandes glaubt — neues und kräftiges Leben gemacht wieder er-

wecken auch in den alten Mauern, welche jetzt kaum für Andere, als für Alterthumsforscher und Historiker Schätze bergen. Diesen bietet sich hier allerdings eine noch lange nicht erschöpfte Fundgrube. Wäre es in unseren Tagen nicht Mode geworden, mit Vorliebe in Olympia, Troja und Assyrien den Schutt von Jahrtausenden aufzugraben, so würde man wahrscheinlich noch weit mehr Zeit finden, den Staub der Jahrhunderte daheim zu entfernen, um zu allererst aus der Vergangenheit des eigenen Volkes zu lernen, und Schliemann — der ja selber ein geborener Mecklenburger ist — würde mit seinem wunderbaren Glück auch in der Heimath und in Wismar manche werthvolle Entdeckung an's Licht ziehen können.

Wismar ist besonders reich an schönen Bauten von seiner Gründung an bis in die Periode der Renaissancezeit hinein, welche durch den herrlichen „Fürstenhof“ vertreten wird. Einzelne Patricierhäuser sind prächtig erhalten und durch Facaden von außerordentlicher Schönheit ausgezeichnet — natürlich, wie überall in den Hansestädten, sind es Ziegelbauten und Stufengiebel. Und nun erst die mittelalterlichen Kirchen und die erst theilweise, ganz neuerdings restaurirten Klöster! In den Kirchen ist nicht das Bild solcher Vornehmheit des in aller Kraft noch Bierlichen und Lebendigen, mit welcher die nahe Schwester-

stadt Lübeck, die siebenthürmige Königin der Ostsee schon aus meilenweiter Ferne den Reisenden grüßt. Die Kirchen Wismars tragen keine ragenden Thürme; abgeflachte, fast stumpfe Aufsätze, die nicht recht den Namen von Thürmen verdienen, krönen sie, und mehr treten die Dächer selbst hervor, wie sichere Schutzdecken über die schlafenden Riesen ausgebreitet. Aber die Schiffe dieser Bauten selber streben mächtig empor, ebenbürtig den Domen von Lübeck und Danzig. Es liegt in diesen gewaltigen trotzigen Ziegelbaumassen ein unendlicher Ernst und eine unsagbare Schwermuth. Gerade weil das Leben der Gegenwart in Wismar erst werden soll, erscheint dieser Ort mir immer als der beste städtische Typus mittelalterlichen Ziegelbaus, mehr als Nürnberg der Typus für den Sandsteinbau und etwa so, wie Goslar derjenige des Schieferbaues ist. Das wird anders, wenn die alte Wismar den Jahrhunderte langen Schlaf abgeschüttelt hat; aber, was an Poesie so verloren gehen mag, das wird dann ersetzt durch wahres vollkräftiges Leben mit der und für die Gesammtnation.

VIII.

Der Einsiedler von Wismar.

~~~~~  
C. F. Deiters.

Wenn ich in der vorausgehenden Skizze den Versuch gemacht, etwas von der Eigenart Wismars und von dem Eindrucke, den der Besucher der „schlafenden Stadt“ empfängt, einen Eindruck, der sich bei mir persönlich während eines mehrjährigen Aufenthaltes nicht verwischt, sondern im Gegentheil nur vertieft hat, wiederzugeben, so wird der Gedanke nahe liegen, daß gerade an einem solchen Plage die einzelne Individualität ein viel schärferes Gepräge, als unter irgend anderen Verhältnissen und Umgebungen, gewinnen müsse. In der That trifft diese Annahme vollkommen zu, von dem Bürgermeister Dahmann (beiläufig einem Neffen des bekannten aus Wismar gebürtigen Historikers gleichen Namens) bis zu dem biedern Bürgerrepräsentanten und „Pötter Slichting.“ Eben diejenigen Charaktere, welche einen selbstständigen Zug besitzen, werden hier leicht zu Originalen und, je

idealer oder je gebildeter Jemand ist, um so eher äußert sich hier die Originalität in einem Auffichselbstzurückziehen und Sichabschließen, in einem forcirten Nachinnenleben. Ich habe dort solcher Originale eine kleine Reihe kennen gelernt, die nach Geist und Gemüth zu den Besten ihres Landes zählen und denen während meines Wismar'schen Aufenthalts noch in jüngeren Jahren näher treten zu dürfen ich meinem guten Glücke immer danken werde. Unter ihnen ist Einer, dessen ich jedoch nicht bloß mit Dankbarkeit und Verehrung, sondern zugleich mit einer gewissen Trauer gedenke. Die Trauer gilt dem Vaterlande und der Nation, denen eine reich begabte, zur öffentlichen Thätigkeit, wie wenige andere, berufene Natur entzogen wird durch die seit einem Vierteljahrhundert unablässig fortschreitende und verstärkte Zurückgezogenheit eines Mannes, der sich mit dem auch in weiteren Kreisen bekannten Namen Carl Friedrich Deiters nennt.\*)

Die Mitglieder des Frankfurter Parlaments werden sich ihres Collegen, des Wismarischen Advokaten und

---

\*) Deiters ist inzwischen gestorben, aber ich mag den ihm gewidmeten Aufsatz weder ändern, noch unterdrücken. Was ich im Sinne eines Appells an die Thatkraft des bedeutenden Mannes schrieb, wird zu seinem Gedächtnisse stehen bleiben dürfen und nicht für ganz werthlos gelten.

Notars erinnern, mit seinem dem jetzt heimgegangenen Waldeck ähnelnden Kopfe, mit den so klugen wie milden Augen, der schneidigen Stimme, dem bald scharf witzigen, bald wieder rein liebenswürdigen Mecklenburgischen Humor mit dem praktischen Blicke und dabei mit dem Herzen voll Ideale. Ein Menschenalter ist seitdem vergangen: Lange Zeit wirkte Deiters noch in Thatkraft und Hoffnungen; diejenigen Nationalökonomien, welche es mit ihrer Wissenschaft ernst nehmen (was ja freilich heut zu Tage nicht bei Allen der Fall ist), kennen und schätzen seine vielen theils in Zeitschriften zerstreuten, theils im Hinstorff'schen und im Bosellischen Verlage erschienenen Aufsätze, welche mit Vorliebe landwirthschaftliche Fragen behandeln und von den heimatlichen Zuständen ausgehen, aber häufig auch andere Zweige des Wirthschaftslebens begreifen und reich an lichtvollen Bemerkungen von allgemeinem Werthe sind; der Nationalökonom Deiters ist von literarischen Piraten viel geplündert, der darüber Unterrichtete mag hieraus um so mehr Grund entnehmen, die kaum hinlänglich bekannnten Verdienste des Beraubten öffentlich anzuerkennen. Auf den ersten Congressen der Deutschen Volkswirthe war Deiters regelmäßig anwesend und auch von dorthier wird er Manchem in der Erinnerung sein. Mit dieser Thätigkeit des Nationalökonomien ging eine

umfassende advokatielle Hand in Hand, und bei Alledem blieb noch Zeit genug für einen fröhlichen Lebensgenuß: leidenschaftlicher Reiter und Jäger, ein gebildeter Feinschmecker, übte er auch alles Andere, was den modernen Weltmann und Gentleman ausmacht. Aber eine Eigenschaft war es zugleich, welche er nicht zu unterdrücken vermochte und welche ihm wie der Gesamtheit, der er in so hervorragendem Maße zu dienen bestimmt schien, zum Schaden gereichte; das war die Neigung, rings um sich rasche Fortschritte zu sehen und überall, wo diese wider sein Erwarten ausblieben, eine scharfe Verbitterung zu empfinden. Daher gab es für ihn kein größeres Unglück, als daß er gerade in Mecklenburg, wo sich Alles in dem ausgefahrenen Geleise fast mittelalterlicher Zustände wie im Kreise fortbewegte, und speciell in dem erstarrten Wismar, das aller Galvanisirungsversuche trotzte, leben mußte. An solchen Plätzen läuft ohnehin jede größer angelegte Natur Gefahr, von der Menge angefeindet zu werden, und in welchem Grade mußte das nun erst bei Deiters der Fall sein, der jede Widersinnigkeit unerbittlich und rücksichtslos mit seinem Wize zu geißeln gewohnt war und vielleicht manches Mal auch an falscher Stelle diesen oder jenen an sich durchaus praktischen Lieblingsgedanken zu verwirklichen trachtete.

Allzuviel Anekdoten sollen hier nicht erzählt werden; eine indessen mag immerhin Platz finden: Als in den vierziger Jahren — zur Zeit der Ronge'schen deutsch-katholischen Bewegung — Ronge selbst in Wismar war und für die dortige Bildung einer sogenannten freien Gemeinde warb, erklärte Deiters sich nur unter der Bedingung zum Beitritte bereit, daß jedes Mitglied verpflichtet werde, als „Eintrittsgeld“ eine Tonne ungelöschten Kalkes beizutragen zwecks geeigneter Vernichtung der sterblichen Ueberreste.

Der erzählte Einzelfall war selbstverständlich von keiner bedeutungsvollen Nachwirkung. Aber viele derartige Vorkommnisse wirkten doch zusammen mit, um die Abneigung bei Privaten und Behörden gegen den Mann, dessen überlegener Geist allerorten unbequem erfunden ward und dessen Witz man fürchtete, großzuziehen. Die sensitive Natur Deiter's fühlte das und dadurch steigerte sich hinwiederum seine eigene Verbitterung, die sich mit den Jahren mehr und mehr versteinerte, so daß, als ich vor zehn Jahren nach Wismar kam, er schon ein ausgeprägtes Einsiedlerleben führte. Als eine ganz exceptionelle Auszeichnung mußte ich es daher aufnehmen, daß sich mir sein Haus und gemach auch in genußvollem Umgange sein reicher Geist öffnete.

Seitdem hat sich Deiters, nachdem ihn auch noch schweres persönliches Leid getroffen, in zunehmender Verbitterung über die bestehenden Verhältnisse und deren Entwicklung, von der advokatiellen Praxis völlig zurückgezogen, seine schriftstellerische Thätigkeit seit nunmehr zehn Jahren eingestellt und lebt, ganz auf sich beschränkt, gleichsam ein freiwilliger Gefangener im eigenen Hause.

Wenn ich hier diese privaten Details streife, so geschieht es, weil ich glaube einmal, daß der Schmerz über die Zurückgezogenheit eines von der Natur mit so hohen Gaben ausgestatteten Mannes, auf dessen Wirken die Oeffentlichkeit ein unveräußerliches Anrecht besitzt, wohl frei bekannt werden darf, und weiter, daß selbst ein bevorzugter, reicher und noch so gebildeter Geist in der Diogenesbeschränkung niemals volle Befriedigung finden kann. Deiters verfügte noch als dreiundsiebenzigjähriger Greis, in einem Alter, wo bei Anderen heut zu Tage alle Lebensmünze ausgegeben ist, über eine Summe von Leistungsfähigkeit und Arbeitskraft, die wohl der Gesamtheit sich nutzbar zu erweisen vermocht hätte. Durch Scharfsinn und Wissen, Beredtsamkeit und Patriotismus war Deiters eigentlich ein geborener Abgeordneter des Volkes zum Parlamente; er hatte in dieser Richtung nach Begründung des neuen Deutschen Reiches nicht

mehr seine Aufgabe erblicken wollen. Aber ein zweites Feld blieb, für dessen Bestellung er nicht minder berufen ist, das Feld der Volkswirthschaft: hier, wo wir jetzt in einer allgemeinen Gährung begriffen sind, wo wir nach Neuem und Besserem suchen, da thun uns mehr als je noth Männer von dem Verstand, dem scharfen Urtheil und dem praktischen Blick eines Leiters, der durch Früheres hinlänglich bewiesen hat, daß er wohl im Stande ist, auf diesem Gebiete sich einen glänzenden, in den weitesten Kreisen gefeierten Namen zu machen. Seinem Volke wird er dienen, wenn er solchem Zwecke seinen Lebensabend weihen wollte.\*)

---

\*) Der jetzt Hingegangene wird es gethan haben. In seinem Nachlasse dürfte sich manches Werthvolle finden, das hoffentlich der Deffentlichkeit nicht vorenthalten bleibt.

## IX.

### Mecklenburgischer Adel.

---

Wie Mecklenburg weniger durch seine Fürsten, als durch den Landtag regiert wird, so liegt der Schwerpunkt des letzteren in der Ritterschaft und in der Ritterschaft hinwiederum prädominirt der Adel. Dieser übt daher am letzten Ende den hauptsächlichlichen Theil der Regierung. Vor sieben Jahrhunderten und durch das Mittelalter hindurch war dieses Verhältniß aus innern Gründen berechtigt: auf dem Wohle der Landbesitzer beruhte zum überwiegenden Theile das Wohl des staatlichen Gemeinwesens und die Güter waren ja nach dem Feudalsystem ausnahmslos in den Händen des Adels. Heute ist die Sachlage eine ganz andere und die innere Berechtigung der Adels herrschaft über das Mecklenburger Land existirt nicht mehr. Zu bewundern aber bleibt, daß während allüberall sonst im übrigen Deutschland und in ganz Europa die Feudalherrschaft bis auf geringfügige, prak-

tisch unwichtige Spuren hinweggewischt worden, der Mecklenburgische Adel es verstanden hat, seine alte Gewalt, wo nicht ungeschmälert, so doch auffallend wenig geschmälert, fortzubehaupten. Durch die Reichsgesetze, beispielsweise durch jene über die Civilehe und über die Gleichberechtigung der Confessionen, ist die Kraft des Adels nicht wenig beschränkt; die Junker können ihren Hinterlassen nicht mehr die Eheschließung verwehren und außer dem von ihnen schon feindlich betrachteten christlich-bürgerlichen Gutsbesitzern müssen sie jetzt selbst verachtete Juden neben sich dulden: in der Französischen Zeit waren schon einmal vorübergehend drei Rittergüter in den Besitz einer jüdischen Familie Jacobson gekommen, deren Mitglieder indessen ihr Sitz- und Stimmrecht auf dem Landtage nicht auszuüben wagten; unter dem Schutze der Deutschen Reichsgesetzgebung aber ist vor nunmehr sechs Jahren der erste Jude nicht allein Mecklenburgischer Rittergutsbesitzer geworden, sondern auch in Person auf dem Landtage erschienen. Es ist das der in geschäftlichen Kreisen auch außerhalb des Obotritenlandes wohlbekannte Commerzienrath Salomon zu Schwerin (u. A. Mitbegründer der „Wollgesellschaft“ zu Berlin, deren Aktien Stück für Stück einen Nennwerth von einhundert- undzwanzigtausend Mark und, was mehr bedeutet, min-

destens auch den gleichen realen Werth haben); ob er im rothen Track unter den Rittern erschienen, weiß ich nicht; wenn er's indessen gethan, wird's ihm um so mehr verübelt sein, da diesen Schmuck in früheren Decennien der Adel den bürgerlichen Gutsbesitzern überall nicht zugestehen wollte und hierüber Jahrelang in Sternberg und Malchin, den beiden Landstädtchen, in denen sich „umschichtig“ die ständische Corporation versammelt, die leidenschaftlichsten Kämpfe geführt wurden. Jedenfalls ist die Bresche jetzt geschlagen und das erwerbsgeschickte Volk Israel's wird wohl bald zu Hauf seinen Einzug halten in die christlich-germanische Burg. Vertheidigt aber wird der Boden Schritt für Schritt vom Adel und augenblicklich, obschon längst die Mehrzahl der Rittergüter in bürgerlichen Händen sich befindet, weiß der Corporationsgeist und die Zähigkeit der Junker thatsächlich noch die Herrschaft im Landtage und damit über das Land zu behaupten. Mit der Einführung der Reichsjustizgesetze sind nunmehr auch die ritterschaftlichen Patrimonialgerichte gefallen und mancher andere direkte oder indirekte Schlag wird noch folgen. Aber jedem werden die adeligen Ritter Mecklenburgs die trotzigke Stirn bieten, aufrechtstehend und kämpfend bis zum letzten Athemzuge. Denn auch sie sind echte Obotriten.

Es steckt in diesem Adel in Wahrheit mehr, als blos junkerlicher Sinn. Das beweist sich am glänzendsten in den Leistungen, welche Mecklenburgische Edelleute, freilich fast ausnahmslos nur sobald sie außer Landes gegangen, im Kriegs- und Staatsdienst, wie auf allen Gebieten der Wissenschaft und der Kunst, vollbracht haben und noch vollbringen. Im Einzelnen das aufzuzählen oder auch nur das Hervorragendste zu citiren, ist bei der Fülle hier absolut unmöglich. Aber, wenn man das Namensregister der eingeborenen Adelsgeschlechter durchläuft, so wird man überall an Tüchtiges, Schönes und Bedeutendes erinnert: Da sind, wie sie mir im Augenblick beifallen, die Blücher, Flotow, Schack, Thünen, Bothmer, Hahn, Bassewitz, Bülow, Behr, Malkans und Malkahns, Plessen, Derßen und alle die anderen vom alten und recipirten\*) Mecklenburgischen Adel, ganz ungerechnet den neuen und nicht recipirten.

Aber, während der Mecklenburgische Edelmann also außerhalb seines engeren Vaterlandes dem Gemeinwesen

---

\*) Der alte eingeborene und der ihm gleichgestellte, durch Nachweis alten Adels, Rittergutsbesitz und Aufnahmegebühr gewonnene, recipirte Adel berechtigt zum Mitgenusse der reichen Einkünfte der drei Landesklöster, deren behäbige Stiftpfründen an unverheirathete Töchter dieses Adels vergeben werden, und zu einigen sonstigen Privilegien.

durch Talent und Arbeit häufig hervorragende Dienste leistet, kommen daheim doch seine besseren Eigenschaften und Fähigkeiten selten zur Entfaltung. Auf seinem ererbten Boden ist er vornehmlich und in potenziertem Maße Junker, im Leben gemeiniglich ungänglicher vielleicht als sein Pommerscher Better, zuweilen auch feingebildet und in seltenen Fällen sogar ausgezeichnete Landwirth, aber noch öfter auch voll Dornheit, die nicht immer die Grenze, durch welche sie von der Rohheit geschieden wird, respectirt, und voll gewaltthätigen Trozes, in dem das Wendenblut und die Erinnerung an das mittelalterliche Raubritterthum sich Luft machen. In den dreißiger Jahren noch geschah es, daß ein adeliger Ritter seinem Nachbarn in aller Form Fehde ansagte, seine Hintersassen aufrief und mit Roß und Reifigen gegen die feindliche Burg zog, die er eine Woche lang nach aller Kriegskunst belagerte. Aber dieser unerhörte und zugleich etwas komische Vorfall hat, fast ein halbes Jahrhundert später, im vorletzten Spätsommer noch eine Art Wiederholung erlebt: Die Zeitungen haben ausführlich darüber berichtet, wie ein Junker, der mit dem Pächter eines seiner Güter in Mißhelligkeiten gerathen war, kurzweg seine Leute sammelte und in Abwesenheit des Pächters dessen Wohnung überfiel, mit be-

waffneter Hand stürmte, Weib und Kinder des Gegners zum Hause hinaustrieb: Der Pächter kam schließlich noch vor dem Abzuge des siegreichen Landfriedensbrechers herzu und das vorläufige Ende war das Wechseln einiger Pistolenkugeln; das Hauptnachspiel, das heutzutage denn doch auch in Mecklenburg nicht ausbleibt, folgte noch im Criminalprozeße, der selber in einer Haftstrafe (mir ist die Höhe der im Urtheil erkannten nicht gegenwärtig) auslaufen mußte.

Wie verschwinden gegen so offene trotzige Auflehnung wider Recht und Ordnung alle die anderen Bizarrieren und Drollerien, zu welchen den Dbotritischen Junker sein übermäßiges Selbstbewußtsein und der Mangel einer regelmäßigen Berufsthätigkeit verleitet. Aber origineller Art sind sie häufig genug und, wenn ich mich erinnere, daß ich ursprünglich mit Rücksicht auf den Reichthum an Stoff, der Fritz Reuter in der Heimat zu Gebote stand, die vorliegenden Plaudereien gewagt habe, so darf ich fragen: Was hätte der große Humorist nicht aus Figuren machen können, wie beispielsweise aus jenem Ritter, der in seinem vielverclausulirten Testamente bedingungsweise bestimmte, daß aus den Erträgen seines Rittergutes Bibeln und nichts als Bibeln angeschafft werden sollten: zuerst sollten alle Mecklenburger mit dem

Buch der Bücher versorgt werden, dann, nach Erreichung dieses ersten Zieles, gleicher Maßen alle übrigen Deutschen beschenkt werden und so weiter, bis nicht allein jeder Europäer, sondern jedes Menschenkind im Besitz eines Bibel-exemplars und, wie der Erblasser meinte, also auch des ewigen Heils sei . . . Oder die hübschen Sachen aus der Zeit des Confessionsstreites, als römische Priester in Mecklenburg reiche Proselyten zu gewinnen trachteten und das Lutherthum darob in Harnisch gerieth: man gestattete keinen öffentlichen katholischen Gottesdienst und wies die fremden Priester aus: ein Ritter — es war ja wohl ein Herr von Ferber — wußte sich jedoch zu helfen; durfte er keinen katholischen Priester anstellen, so war er doch sonst Herr auf seinem Territorium und konnte sich unter Andern jedenfalls so viele Ochsen- und Schweinehirten halten als er mochte; darum ernannte er seinen Hauskaplan zum göttlichen Sauhirten und also schützte diesen Einen Priester vor der Ausweisung in der That der kluge Witz seines ritterlichen Gönners . . .\*)

Auch Bafedow ist ein beachtenswürdiger Platz: der

---

\*) Eine ähnliche Geschichte wird von dem liberalen Rittergutsbesitzer Dr. Schnelle auf Buchholz erzählt, der den vor 48 bei ihm weilenden Hoffmann von Fallersleben vor Ausweisung dadurch schützte, daß er in seiner Eigenschaft als Ortsobrigkeit dem Dichter Heimatsrechte in Buch-

dort „regierende“ Reichsgraf von Hahn, Erbherr auf und zu Basedow, sowie einem Viertelhundert sonstiger Rittergüter mit einem Gesamtjahresertrage von rund anderthalb Millionen Mark ist sicher ein ebenso und vielfach verdienter Herr, wie ein vollendeter Kavaliere, sein Territorium ist in musterhafter Ordnung, die besten Chaussees durchziehen es, für Beamte und Arbeiter ist trefflich gesorgt, für ihr materielles Wohl so gut wie durch Schulen und Kirchen für ihr geistiges und geistliches. So übt der Graf mit Bewußtsein die Pflichten des Reichthums, aber er hat zugleich auch die denkbar höchsten Begriffe von seiner Herrenwürde und ist für das Seelenheil der von ihm Abhängigen vielleicht allzusehr besorgt. Das Wappenthier seines Geschlechtes, der gespreizte Hahn ist auf allen möglichen und unmöglichen Orten zu Basedow, wie an der Grenze seines Gebietes angebracht. Der Graf hat weiter ein eigenes Ceremoniell erfunden und proklamirt, nach welchem keiner seiner „Untertanen“ (worunter nicht etwa bloß seine Diener, sondern alle seine Beamten und überhaupt die gesammte Einwohnerschaft

---

holz verlieh und angab, er habe ihn als Schweinehirten in Dienst genommen. Es mag dahingestellt bleiben, ob der bürgerliche Liberale oder ob der adelige Konvertit zuerst den echt mecklenburgischen, derbhumoristischen Einfall gehabt.

seiner Güter zu verstehen) ihm anders als in weißer Halsbinde und weißen Handschuhen nahen darf. Als die hochgräfliche Verordnung eben erlassen und zuerst durch die Zeitungen bekannt geworden, machten sich Lübecker junge Kaufleute den etwas derben Scherz, auf den Dampfer, welcher den Grafen von einem nordischen Ausfluge nach der Travestadt brachte, ihm bei der Landung Kofferträger in urvornweltlichen Leibröcken, mächtigen weißen Halsbinden und unförmlichen waschledernen Handschuhen entgegenzuschicken. Ich habe indessen nicht gehört, daß dieser Spott eine Zurücknahme der Verordnung zur Folge hatte. Was andererseits die Frömmigkeit des Grafen angeht, so verlangt dieselbe von den „Untertbanen“ einen gleichen Sinn, der sich doch wohl nicht gut commandiren läßt: die Forderung leistet der häßlichsten aller Heucheleien, der religiösen, nur zu viel Vorschub.

Die gräflich Hahn'sche Familie ist überhaupt eine etwas extravagante. Schon der Vater des eben erwähnten regierenden Grafen Runo von Hahn-Basedow, der seine Güter zum Fideikommiß machte und dem von seiner zweiten Gemahlin, einer geborenen Comtesse Schluppenbach, (Schwester des aus der Zeit der Garibaldianischen Eroberung beider Sicilien bekannten preußischen Gesandten zu Neapel) der Erbe, eben Graf Runo geboren ward,

machte Manches von sich reden: er begründete u. A. die Basadow'schen Volksfeste, welche unter hochgräflicher Leitung im Freien vor sich gehen und von denen allerhand Wunderliches erzählt ward, wie beispielsweise, daß Graf und Gräfin auf eigens errichteten Thronen dem Vergnügen ihrer Unterthanen gnädig zuschauen. Derselbe Graf war in erster kinderloser und nach kurzer Frist durch Scheidung wieder aufgehobenen Ehe mit einer Cousine verheirathet, der excentrischen und später durch ihre Schriften, ihre Convertirung, ihre Aufnahme in's Kloster u. s. w. zu einem gewissen Ruf gelangten und jedenfalls sehr bekannt gewordenen Gräfin Ida Hahn oder, wie sie wegen ihrer periodischen Ehe mit dem Better genannt worden, Ida Hahn-Hahn. Sie ist eben gestorben: aus den Mittheilungen, welche die Tagespresse gelegentlich der Todesnachricht brachte, wird die Biographie dieser Dame noch in allgemeiner Erinnerung sein.

Der Gräfin Ida Vater, Graf Karl Hahn, hinwiederum war in der ganzen Familie überall der ausgelassenste Sonderling: er starb erst vor einem Duzend Jahren hochbetagt in einer Dachkammer zu Hamburg und war doch einst Herr von 99, schreibe neun und neunzig Mecklenburgischen Rittergütern gewesen. Es war das der „Theatergraf“ Hahn, ein Mann, der durch Tapfer-

keit, Talente, Rang und Reichthum berufen schien, auf welchem Gebiete des öffentlichen Lebens immer er wollte, eine außerordentliche Rolle zu spielen und der sich durch eine Leidenschaft zu Grunde richtete, ohne etwas Nützliches zu schaffen: Graf Karl von Hahn verlebte die letzten Knaben- und ersten Jünglingsjahre am lebenslustigen Hofe von Stockholm, wo er auf dem durch die That Ankarströms historisch gewordenen Maskenballe dem unglücklichen Könige noch Pagendienste verrichtete. Er machte darnach einen russischen Feldzug gegen die Türken mit und erwarb sich dort das (damals viel seltener als heute verliehene) Georgskreuz, um hiernach seine große Tour durch Europa anzutreten und dann in die Heimath zurückzukehren. Eine überreiche väterliche Hinterlassenschaft, während der Minderjährigkeit des Erben zu einem mehr als fürstlichen Vermögen angewachsen, erwartete ihn hier: mir rechnete ein über die mecklenburgischen Güterverhältnisse genau unterrichteter Bekannter vor einigen Jahren aus, daß jetzt die ehemals dem Theatergrafen gehörigen Rittergüter ein Totalerträgniß von rund drei- und einhalb Millionen Mark auf's Jahr abwürfen. Graf Karl, Erblandmarschall von Mecklenburg = Strelitz, (er trägt das Banner der Ritterschaft des Landes Stargard, i. e. Mecklenburg = Strelitz) nahm seine Residenz auf Schloß

Nemplin, dem späteren Stize des mit der russischen Großfürstin Kasimir vermählten, 1877 gestorbenen Herzogs Georg zu Mecklenburg = Strelitz, baute hier ein großes Theater, verschrieb sich aus Wien, Dresden und Berlin die ersten Sänger und Schauspieler, denen er königliche Honorare zahlte und die entgegengeschickten vierspännigen Equipagen (was beispielsweise Sffland passirte) zum Extrageschenk zu machen pflegte, und opferte für Inszenirung und Decorationen fabelhafte Summen.\*) Aber die Folge von Alledem war, daß er ein Gut nach dem andern in den Händen seiner Gläubiger ließ. Als sein Sohn erwachsen war, hatte der Vater einen Reichthum, der unererschöpflich geschienen, aufgezehrt und übrig war einzig das holsteinische Fideicommissgut Neuhaus: es wurde dem, später durch den Einfluß der Schwester, der Ida Hahn-Hahn, gleichfalls convertirten Sohne übergeben und der alte Graf (etwas spät) unter Verschwendungskuratel gestellt. Für denselben blieb nur eine Jahresrente von, glaube ich, 6000 Thaler Lübisch, ungefähr 22000 Mark, eine Summe, die stets in den ersten sechs Wochen nach Empfang zu verschwinden pflegte. Diese kurze Frist über war der Graf

---

\*) In letzterer Beziehung hat der Theatergraf sich sogar ein in weiteren Kreisen ja sehr hoch geschätztes Verdienst erworben; er ist der Vater der modernen „naturgetreuen“ Inszenirung.

dann wieder grand seigneur, und insbesondere hatte der Vermögensruin die Theaterleidenschaft nicht geheilt. Der Verarmte übernahm das Lübecker Stadttheater und später das Altonaer, zuletzt war er nur noch Direktor vagabundirender „Schmiertruppen“: aber so groß war seine Monomanie, daß er selbst unter den der Art geänderten Verhältnissen nichts von der alten Begeisterung einbüßte und in der materiellen Misere die Heiterkeit des Gemüthes sich ebensosehr zu wahren wußte, wie den Anstand der äußeren Erscheinung. Er verstand noch immer zu repräsentiren und die hochgewachsene Gestalt des feingekleideten, mit einer Reihe Orden geschmückten, weißbärtigen Achtzigjährigen machte stets noch den Eindruck des wahrhaft vornehmen Kavaliere.

Man sagt, daß vornehmlich dieser seltsame Lebenslauf des Theatergrafen, welcher der Familie ein ungeheures Vermögen gekostet, die Hahn von der Basedower Linie zur Sicherstellung ihres Besitzes durch Einrichtung eines Fideicommisses veranlaßte. Ursache und Effect beschränken sich indessen nicht auf das Eine adelige Haus. Denn die Verschwendung ist, wenngleich nicht so sinnlos wie von dem Rempliner Grafen, doch seit Generationen von den meisten Edelleuten Mecklenburgs geübt und sie erkennen recht wohl, daß sie in Gefahr stehen, ganz aus

dem ererbten Besitze gedrängt zu werden, falls sie keine Schutzwehr aufrichten: daher die außerordentliche Menge von Fideicommissen, welche während der jüngsten Decennien von Mitgliedern des Mecklenburgischen Adels gestiftet worden sind. Ganz freilich wird der Zweck nicht immer erfüllt und ein eclatanter Fall, wo die Fideicommiss-Eigenschaft der Güter und die Neigung der Fideicommiss-Berechtigten zum Aufwand die seltsamsten Wechselbeziehungen geschaffen, ist beispielsweise der Bothmer'sche: die reiche Grafschaft Bothmer, zwischen Lübeck und Wismar gelegen, ist eins der älteren Majorate Mecklenburgs; vor einem Menschenalter erlosch die Hauptlinie im Mannsstamme, der nächste und unzweifelhaft successionsberechtigte Agnat lebte in Rußland nicht gerade in glänzenden Verhältnissen. Er eilte herbei, kam aber dennoch — zu spät. Der Schwiegersohn des Verstorbenen, ein Graf zu Rantzau, Oberst in östreichischen Diensten, war rascher gewesen und hatte von der Grafschaft Besitz ergriffen — *beati possidentes*. — Dem russischen Bothmer riethen die Advokaten, sich still aufzumachen und vor Notar und Zeugen auf irgend einem Fleckchen Bothmer'scher Erde, sei es auch auf offenem Felde, zu Protokoll zu geben, daß er das Fideicommiss antrete. Der Cavalier wollte dem guten Rathe folgen, aber beging einen unglücklichen Fehler: er fuhr am

Schlosse Bothmer vor und ließ sich dem Ranzau melden; dieser, seinerseits von dem eigenen Rechtsbeistand wohlberathen und mit Verständniß den Instruktionen gemäß handelnd, schickte kurzweg seine Leute, den „Eindringling“ mit Gewalt vom Bothmer'schen Boden zu treiben. Damit war die Besitzergreifung des Ranzau erst recht gekräftigt und der gerichtlichen Einweisung des Bothmer in den Besitz vorgebeugt. Es folgte nun ein langwieriger Prozeß, in welchem dem besseren Rechte des Einen, der ohne Mittel war, der Besitz des Andern die Stange hielt; das Ende war ein Vergleich, auf Grund dessen der Graf Ranzau durch einige hunderttausend Thaler, mit denen er sich in Holstein ein Gut kaufte und in Lübeck ein Palais baute, abgefunden wurde. Diese Summe, die aufgelaufenen Prozeßkosten und zugleich der in den Zwischenjahren von den Bothmers geübte Aufwand, welcher ein um so höheres Vermögen darstellte, als ungeheure Wucherzinsen bewilligt waren, mußten durch eine besondere Anleihe, für welche der Großherzog selber die Garantie übernahm, aufgebracht werden und zur Sicherung der Gläubiger ward selbstredend die Graffschaft unter Sequester gestellt, der Majoratsherr auf ein bestimmtes, ob schon recht ansehnliches Jahrgeld und die Nutznießung von Schloß und Park Bothmer beschränkt. Bei den

reichen Erträgen des Fideicommisses wäre das Alles mit der Zeit vollständig geordnet worden, wenn nicht der Graf mit den Seinen gelebt hätte, als bezöge er mindestens das volle Einkommen. Die Folge war die Nothwendigkeit des Abschlusses immer neuer Verträge mit neuen Gläubigern, für welche man trotz des durch den Tod herbeigeführten Wechsels in der Person des Majoratsherren doch das Fideicommiss haftbar zu machen verstand, indem die successionsberechtigten Brüder des im Majorat dem russischen Bothmer nachgefolgten Erstgeborenen sich für diesen und für ihre eigene Person gegenseitig verbürgten und außerdem ihr Leben zu Gunsten der Gläubiger versicherten. Das Verhältniß war, beziehentlich ist ein äußerst complicirtes; aber das Eine ist gewiß, daß die Familie für die Aufnahme von Darlehn ganz beträchtlich höhere Zinsen zahlen muß, als wenn sie im freien Besitze der Güter wäre, und daß kein Majoratsherr dazu kommt den reichen Genuß, welchen ihm die Stiftung zuwenden wollte, wirklich zu üben, ohne seine Nachfolger auf ungewisse Zeiten einzuschränken, vorausgesetzt, daß dieselben, wie im vorliegenden Falle, aus Familienpietät oder gegen Aufnahme ihrer Privatschulden in das Familienanlehen die jeweiligen finanziellen Ausschreitungen des Chefs an-

erkennen. Der Bothmer'sche Familienbesitz ist noch heute in Verwaltung der Gläubiger.

Man sieht, die Erhaltung des „Glanzes“ eines adeligen Hauses wird durch Errichtung von Fideikommissen nur gar künstlich und in fraglichem Maße gesichert. Aber, daß auf solchem Wege eine relativ sehr kräftige Schutzwehr gegen die völlige Verdrängung des Adels aus dem Grundbesitz geschaffen wird, das muß allerdings zugestanden werden. Und dieses Hilfsmittel wird denn auch in neuerer Zeit viel angewandt. Es ist bald das einzige Mittel, dem Adel die alte Suprematie zu bewahren, falls derselbe sich nicht — werththätig zum Princip der producirenden Arbeit bekennen will, ein Ausweg, der schließlich für die Allgemeinheit der glücklichste wäre, aber nur in seltenen Einzelfällen bisher freiwillig adoptirt worden ist, weil mit ihm die Junker eben aufhörten Junker zu sein. Daß aber wollen sie ja nicht, sie wollen bleiben, was sie sind, die Herrscher, und mögen sich nimmer der misera plebs, die zahlen und arbeiten soll, gleichstellen. Hierin liegt im letzten Grunde doch der Kern des Streites zwischen Adel und Bürgerthum, wie anderswo, so auch und vielleicht noch geschärfter in Mecklenburg.

---

## X.

### Der Rinnstein.

~~~~~  
Homines literati.

„Der Rinnstein zwischen Adel und Bauernstand,“ so wird in Hippels Lebensläufen der kurländische literatus definiert. Die vieldeutige Bezeichnung paßt in jeder Deutung auch auf die „Literaten“ Mecklenburgs, das bis in die jüngste Zeit (man darf fast sagen: bis in die Gegenwart) Zustände konservirt hat, welche den vorhundertjährigen des Herzogthums Kurland ausnehmend gleichen. Auf dem breiten Fahrdaum, den die Masse der Bevölkerung (einen eigentlichen Bauernstand besitzt Mecklenburg nicht, derselbe wird höchstens halbwegs durch die Erbpächter vertreten) darstellt, da trotten die schwerfälligen, ungeschlachten Fuhrwerke eines mittelalterlichen Staats-Apparates, daß die Last kaum getragen wird und der Daum allerorten Sprünge und Risse zeigt. Der bequeme geglättete Seitenweg gehört ausschließlich der

hervorzugten Minderheit, dem Adel, welchem der auf die große Menge abgewälzte Druck zu Gute kommt. Schmutz aber ist hier wie da genug und das Ganze würde in Roth und Sumpf verkommen, wenn nicht der Kinnstein wäre, welcher fein säuberlich die Unreinlichkeiten hinwegspült, um dafür von dem Adel über die Achsel, von der übrigen Bevölkerung häufig mißtrauisch angesehen zu werden. Indesß der homo literatus weiß, was er will, und schließlich ist es doch dieser im Lande selbst oft so mißachtete unscheinbare Kinnstein, welcher nicht allein das Ganze bewahrt aus den Fugen zu gehen, sondern aus alledem zugleich für sich selbst den überwiegenden Vortheil und das meiste Behagen zu ziehen versteht.

Mit Unterschied! Literat und Literat ist nicht dasselbe. Das arme Landschulmeisterlein, das sich in seiner Art am Ende auch mit literis beschäftigt und das man mit einigem Grunde sonst wohl unter den Begriff des Kinnsteins einbeziehen könnte, zählt hier ebensowenig wie der gebildete Kaufmann oder Autodidakt. Denn der literatus hat seinen Namen von der literarischen, nämlich akademischen Bildung; der Arzt, der Geistliche, der Jurist und alle „Studirte“, aber auch nur diese rechnen in die Kategorie. Sie genießen sämtlich einen eximirten Gerichtsstand, ipso jure den Ausschluß der

ehelichen Gütergemeinschaft und sonstige durch das Recht verbürgte Privilegien. Zu danken haben sie's speciell den Juristen, die alle Vorrechte, welche der mittelalterliche, römisch gebildete Jurist für sich in das gemeine Recht mit klugem Sinn hinzulegen verstand, für die mecklenburgischen Literaten verallgemeinert und zum Theil noch erhöht haben.

Wunder nimmt mich nur, daß wenigstens die einst zu Zeiten des heiligen römischen Reiches verfochtene These vom persönlichen Adel, den die juristische Doktorwürde verleihe, in Mecklenburg nicht praktisch geworden, obgleich viele der obotritischen Advokaten diesen akademischen Grad zu erwerben pflegen. Vielleicht mag dies daran liegen, daß einerseits die Mecklenburger mehr auf rein reale, als auf eingebilddete Vortheile sehen, und daß andererseits die Juristen sich zu einer nicht geringen Zahl aus dem vermögenslosen Adel rekrutiren. Denn die Rechtsgelehrten sind die einflußreichsten Literaten im Lande, welche die höchsten Verwaltungsstellen besetzen, welche als Bürgermeister der Städte diese auf dem Landtage repräsentiren und welche auch, falls sie nominell nur die Advokatur betreiben, doch sich leichter, als in irgend einem anderen Staate Deutschlands, einen weitreichenden und äußerst lohnenden Wirkungskreis zu schaffen im Stande sind.

Der „Advokat“ ist seinen Klienten Generalmandatar in allen geschäftlichen Beziehungen; er führt nicht allein die Prozesse und schließt sämtliche Notariatsakte (es ist eine Ausnahme, wenn ein Advokat nicht gleichzeitig als Notar eingetragen ist) ab, sondern er verwaltet auch die Patrimonial-Gerichtsbarkeit oft für ein Duzend Rittergüter, er vermittelt die Gutskäufe und die Aufnahme wie die Hergabe von Hypothekendarlehen. Diese Nebenzweige seiner Thätigkeit werfen ihm häufig ein größeres Einkommen ab, als die Advokatur im engeren und eigentlichen Sinne. Nur in England ist das Geschäft des Advokaten in gleicher Weise ausgebildet, wie bis vor Kurzem in Mecklenburg. Seit dem Anfang dieses Jahrzehnts freilich beginnt sich ein Wandel zu vollziehen: die neugegründeten großen Bodenkreditbanken haben den Advokaten ihr einträglichstes Geschäft, das der Hypothekenvermittlung, arg beschnitten, die Patrimonial-Gerichtsbarkeit fällt mit der Einführung der neuen Reichsjustizgesetze und Alles in Allem wird die Stellung des mecklenburgischen Advokaten gemach auf das bescheidenere Maß seiner Kollegen im Reich beschränkt. Sein materieller Gewinn wird so ein geringerer, hoffentlich aber nicht die Tüchtigkeit und das praktische Geschick, wodurch gerade die mecklenburgischen Juristen sich bisher so vortheilhaft auszeichneten.

Wissen und Können habe ich in diesem Stande nirgends so verbreitet gefunden, als gerade unter den obotritischen Priestern des Rechts. Daher findet man sie auf den Lehrstühlen der deutschen Universitäten, in der juristischen Literatur und in den hohen Reichsämtern in überraschend starker Zahl vertreten. Diejenigen aber, welche daheim geblieben, sind ob ihres Scharffsinns und ihrer Gewandtheit weit bekannt, und falls sie ein öffentliches Amt annehmen, lassen sie die bürokratische Schablone kaum je über sich Macht gewinnen; sie fassen ihre Aufgabe niemals in der Formel, sondern stets im Wesen auf.

Wie charakteristisch sind nicht beispielsweise die salomonischen Entscheidungen jenes Rostocker Senators und Polizeiherrn, welcher nie die besonderen Verhältnisse des Falles und die Natur oder den Bildungsstand der Betheiligten außer Acht ließ und solcher Weise eine Anzahl von Civil- und Kriminalprozessen im Keime erstickte; — er handelte in Wahrheit „zum gemeinen Besten“, vielen Tausenden sparte er Leid und Thränen, ohne daß er doch das Ansehen der richterlichen Gewalt schädigte: denn er befand sich immer im Einklang mit dem öffentlichen Rechtsbewußtsein. Ein paar Fälle einfacher Art mögen hier zur Illustrirung dienen: Vor den Polizeiherrn

kommt ein Bürger: „Harr S'nater, da wull' ick vor een Dagen veertein Nachts nach Huus gahn um fall in de apene Kellerluck vum Zochen Meiern in de Fijchstrat; ick heww mi de Knacken zerlagen und bin all de Tid krank west. Nu fall Meier mi dat ersetten.“ Der Senator antwortete ärgerlich: „Dumm Lüg, leewe Fründ. Woans gahn Sei up'n Börgersteg? To nachtslapender Tid geht 'n ordentlicher Minsch up'm Damm.“ Das leuchtet dem Querulanten denn auch ein und er trollt sich in dem Bewußtsein, daß kein Anderer, sondern er selber die Schuld an dem erlittenen Unfalle trage. Nun erzählt man aber, daß ein paar Tage später ein zweiter Bürger vor denselben Senator getreten: „Harr S'nater, de Doktor seggt, ick heww 'n „Bruch“ krigt und dat is so kam'n. Gistern Nacht bin ick eben ut de Wirthsstuw rut um will machen, dat ick to Huus kam; doar midden up de Strat, renn' ick in' n' Woagendeichsel. Dat mütt mi betalt werr'n.“ — „Wat,“ fährt den Redner der Rostocker Salomo an: „Sei sind ja sülvsten Schuld. Wat gahn Sei im Düstern up'n Fahrtdamm? woför is denn de Börgersteg macht?“ — „Jo, dat fall wol so wesen. Na denn nicks för ungod. Udschüs voek, Harr S'nater.“

Ein anderer Fall: Ein aus einem Nachbarlande nach

Rostock gekommener Arbeiter und ein gut mecklenburgischer Rostocker trinken zusammen und preisen gegeneinander die Vorzüge ihrer Heimathländer und Fürsten; als sie betrunken sind, wird die Unterhaltung natürlich zum Streit und der Mecklenburger sagt zum Fremden: „Dien König kann mi u. s. w.“ Kurz der objektive Thatbestand der Majestätsbeleidigung lag hier ganz klar vor und der in seinem patriotischen Gefühl verwundete Fremde war auch, nachdem er den Rausch ausgeschlafen, noch empört genug, um den Vorfall zur Anzeige bei demselben Senator zu bringen, von welchem im Vorigen die Rede gewesen. Dieser weiß recht gut, daß der fremde König nicht durch das rohe Wort, das in der Trunkenheit gesprochen worden, beleidigt werden kann und er weiß auch, daß dem Angeeschuldigten bei dessen Bildungsgrad der Dolus, d. i. hier der bewußte Wille, den König seines Trinkgenossen zu beleidigen, völlig abgeht. Er beschließt daher bei sich, die Sache nicht weiter gedeihen zu lassen und führt dies aus, indem er den Denunzianten fragt: „Segg 'mal, min Jung', glöwst Du denn, dat Dien König so wat dhaun ward?“ „Nee, woans denn?“ lautet die verblüffte Antwort. „Na also derentwegen,“ poltert der Senator jetzt, „dann is ja Dien König ock goar nicht verschimfiert; woans kann ik Dien Kumpan doar wat dhaun?“ Dem

Denunzianten ist es nun völlig klar geworden, daß überhaupt keine Majestätsbeleidigung vorliegt; er macht seinen Kraxfuß, wahrscheinlich auch ein sehr verdutztes Gesicht und verschwindet. . . .

Was so insgesammt von der inneren Tüchtigkeit der mecklenburgischen Juristen, von der Gründlichkeit ihres Wissens, ihrem fast patriarchalisch = gemüthlichen und häufig humorreichen Wesen gesagt ist, das gilt in nahezu demselben Grade auch rücksichtlich der übrigen Literaten. Lange Zeit leuchteten unter ihnen besonders die Geistlichen hervor: sie waren gute Seelenhirten und wußten vortrefflich mit ihren Gemeinden, wie diese mit ihnen auszukommen, aber den „christlichen Eifer“ kannten sie nicht; sie lebten und ließen leben. Die reichen Pfründen sind in Mecklenburg nicht selten und unter den Inhabern derselben findet man noch heute hin und wieder einen frischgebliebenen Greis, der in Wesen und Leben an den Wiener Domherrn unter Joseph II. oder an den französischen Abbé des vorigen Jahrhunderts erinnern mag. Im Großen und Ganzen aber ist freilich seit dem Regimente Kliefoths, den man den mecklenburgischen Papst genannt hat, ein Umschwung eingetreten: Strenggläubigkeit, kirchlicher Eifer, — Pietismus sind großgezogen und zum guten Theile, da der mecklenburgische

Volkscharakter alledem durchaus widerstrebt, mit Hilfe importirter ausländischer Geistlicher. Das Uebrige thut denn die „kirchliche Zucht“, — soweit es eben geht. Denn der Kern des Volkes ist zu markig und kraftvoll, als daß er sich gar so leicht zersehen ließe.

Das Kliefoth'sche Ziel auf dem kirchlichen Spezialgebiete wird kaum erreicht, geschweige denn auf die Dauer gesichert werden. Aber von anderer Seite und in anderer allgemeinerer Weise wirkt ein neu zugetretenes Moment, die Einführung der Reichsinstitutionen, die bei allem werthvollen Ausdruck der deutschen Einheit doch auch der besseren Eigenart feind sind und, wenn sie gleich speziell auf religiösem Gebiete dem Kliefoth'schen Geiste entgegenarbeiten mögen, doch sonst die Klasse der altmecklenburgischen Literaten rasch zurück- und verdrängen müssen. Wer diese Nothwendigkeit beklagt, den mag man darum nicht unpatriotisch schelten.

Für die Constitution.

Moritz Wiggers.

Wo von Mecklenburg gesprochen oder geschrieben wird, da darf neben Friß Reuter ein anderer in Rücksicht auf Mecklenburg, wenn schon nach einer sehr abweichenden Richtung, gleichbedeutender Name nicht fehlen, der Name Moritz Wiggers, des zähen Kämpfers für die Constitution.

Welche Constitution? Es giebt in Mecklenburg zwei Constitutionen: eine, welche er besitzt, und eine, welche ihm mangelt. Von beiden ist im Lande viel die Rede, aber im täglichen Leben mehr, als von der letzteren, doch von der ersteren. Das ist die berühmte landesherrliche Constitution von, wenn ich mich recht erinnere, 1834, erlassen zum Schutze der Schuldner, der Creditoren; sie ist der Schrecken der hanseatischen und Berliner Kaufleute, welche nach Mecklenburg verkaufen und im Concursfalle ihre

Rechte nicht hinlänglich gewahrt meinen. Der Tadel hat eine gewisse Berechtigung, insoweit jene Verordnung in der That etwas einseitig darauf Bedacht nimmt, die Existenz und Erwerbsthätigkeit der Zahlungsunfähigen zu erhalten; die Einseitigkeit mag ihre Erklärung darin finden, daß die Gläubiger eben meist „Ausländer,“ Nichtmecklenburger sind. Aber gewiß liegt in diesem Concurssrechte eine der vornehmsten Ursachen der Häufigkeit der Concurse, beziehungsweise der Zahlungseinstellungen im Lande. Die „Berufung auf die Constitution von 1834“ ist zu — verführerisch. Andererseits soll nicht vergessen werden, daß der Zustand des Concurssrechtes in manchem sonstigen deutschen Bundesland noch weit mehr zu wünschen übrig läßt: oft genug werden auch dort die Concurssmassen in einer Weise verwaltet und verschleudert, daß die materiellen Interessen der Gläubiger herzlich schlecht fahren, und hierfür bietet es wahrlich keine Entschädigung, daß gleichzeitig auch der Gemeinschuldner vollends ruiniert und ihm die Möglichkeit, sich wieder aufzurichten, auf das Aeußerste erschwert wird. Die Reichsgesetzgebung soll hier wie da jetzt Wandel bringen. Hoffen wir, daß der Erfolg nicht ausbleibe. Jedenfalls fällt hiermit der Unterschied zwischen Mecklenburg und dem übrigen Deutschland hinsichtlich der Constitution,

welche Mecklenburg besitzt und von der hier nur in Antithese geredet werden sollte.

Es bleibt also nach, wie vor, für das Land die Entbehrung jener Constitution, welche der Bevölkerung eine Theilnahme an der Verwaltung und Gesetzgebung mittelst freigewählter Vertreter sonst in allen halbwegs civilisirten Ländern gewährt. Diese Constitution besitzt Mecklenburg auch heute noch nicht. Mit ihm theilt ein gleiches Schicksal unter den deutschen Bundesstaaten einzig das Rippesche Ländchen. Aber es ist am Ende ein Unterschied, ob zwei Drittelmillionen Menschen oder ein Zehntel dieser Ziffer eines staatsbürgerlichen Rechtes entbehren, dessen Ausübung, wenigstens nach den Anschauungen der Zeit, unentbehrlich ist für Freiheit und Cultur. Die beiden Mecklenburg haben keine constitutionelle Verfassung im modernen Sinne, sondern eine ständische, feudale. Ihr gemeinsamer Landtag setzt sich zusammen aus der Ritterschaft, in welcher jeder Besitzer eines der etwa tausend Rittergüter des Landes Sitz und Stimme (das Recht muß persönlich ausgeübt werden) hat, und der Landschaft, nämlich den Bürgermeistern der Landstädte und den Deputirten der „See- und Handelsstadt“ Rostock. Das von Schweden „in Pfand genommene“ Wismar und das frühere reichsfreie Bisthum, nach der Säcularisation

Fürstenthum Rügen sind überall gar nicht repräsentirt. Einmal, vor drei Jahrzehnten, war es eine kurze Spanne Zeit anders und dieser periodische Umschwung vollzog sich damals ohne gewaltsame Maßregeln. Das war in einem Jahre, wo, wie es heißt, alle Welt und speciell jeder Deutsche den Kopf verloren hatte und selbst die sonst so trotzigsten Mecklenburgischen Stände sich vorübergehend schwach zeigten, im Jahre 1848. Damals überbrachte ein Großherzoglicher Landgensdarm die Ordre der Auflösung des Landtages und die versammelten Mitglieder gingen. Mecklenburg erhielt dann die constitutionelle Verfassung von 1849, der Großherzog leistete den Eid auf dieselbe, die Bevölkerung wählte ihre Vertreter, diese versammelten sich, beriethen, beschloffen. Das constitutionelle Regiment war in aller Form da und wurde thatsächlich geübt. Der alte Landtag war todt und begraben, so schien es und so meinte man. Aber, wie nach dem Volkswitz ein keifendes Weib, nachdem es begraben, doch noch lange nicht todt ist, wenn ihm der Mund nicht „extra“ todt geschlagen wird, so machte sich der begrabene Mecklenburgische Landtag bald wieder vernehmbar und — fand Gehör bei der gierig horchenden Reaction, welche in Deutschland auf die achtundvierziger Bewegung folgte und insbesondere den Mecklenburgern

Alles wieder nahm, was jenes Jahr ihnen gegeben hatte. Auf Veranlassung der Preussischen Regierung trat das in den Annalen deutscher Staatsrechtsgeschichte unvergeßliche Freienwalder Schiedsgericht zusammen, vor welchem die gar nicht mehr existenten Stände als Kläger gegen den Großherzog agirten: der Verklagte wurde verurtheilt, die constitutionelle Verfassung annullirt und der feudale Landtag feierte seine Auferstehung. Die ganze Zwischengeschichte war ausgelöscht.

Ich für meinen Theil bekenne aufrichtig, in den modernen schablonenmäßigen Constitutionen wenig mehr als eine Form zu sehen: man blicke nur um sich auf dem Festlande, wo denn die Nachahmung der britischen Verfassung das Heil der Völker gefördert oder ihnen britische Freiheit gebracht, und das Auge wird einzig auf dem freilich in vielen Beziehungen sich einer schönen Ausnahmestellung erfreuenden Belgien mit verhältnißmäßiger Befriedigung ruhen. Die Form kann man nachahmen, aber das Gebilde soll auch beseelt sein; wir haben auf dem Continente mit den constitutionellen Verfassungen den Schatten der britischen Regierungsform glücklich erhascht, aber das Wesen derselben haben wir noch nicht begriffen. Wenn ich daher für das Princip mich nicht zu begeistern vermag, so gestehe ich andererseits doch rück-

haltlos ein, daß speziell für Mecklenburg die Einführung, bez. Wiedereinführung der constitutionellen Verfassung einen relativ gewichtigen Fortschritt zum Besseren bedeuten würde; denn damit fielen die ständische Verfassung, welche die in einer hinter uns liegenden Kulturperiode verbrauchten, heute das Leben an allen Enden hemmenden und das Land durch Auswanderung entvölkernden Institutionen, soweit sie nicht mittelbar schon durch die Reichsgesetzgebung durchlöchert oder vernichtet sind, zum unzweifelhaften Nachtheile des Ganzen aufrecht erhält. Daher war und ist der Kampf für die Constitution in Mecklenburg so berechtigt, wie verdient.

Unter all' den Streitern ragt um eines Hauptes Länge hervor Moritz Wiggers. Man preist seinen Bruder, den Rostocker Professor, und giebt damit nur dem Verdienste seine Krone; aber Julius Wiggers hat sich wenigstens seine Familie gegründet und hat seinen akademischen Beruf. Man preist die Bogge's, die so mannhaft seit langen Jahren auf dem Landtage den Feudalismus bekämpfen; aber diese Männer haben doch noch ihre reichen Rittergüter und betreiben mit Intelligenz die Landwirthschaft. Bei den genannten, wie bei allen übrigen Kämpfern für die Constitution theilt sich das Interesse zwischen dieser Verfassungsfrage und persönlichen Beziehungen.

Nur von Moritz Wiggers kann gesagt werden, daß der ganze Mensch in der einen Idee aufgehe und daß, wo er sich anderer Interessen (wie beispielsweise des Kanalwesens) mit gleicher Hingabe und Fähigkeit annimmt, doch auch diese immer gemeinnütziger und speziell für Mecklenburg bedeutsamer Natur sind. Er hat nicht bloß die langjährige Festungshaft auf sich genommen, die Entziehung der Advokatur, mit welcher er sein Brot erwarb, getragen und auf Gründung einer Familie verzichtet, er wirkt nicht bloß rastloser, wie sonst irgend einer, mit Wort und Schrift länger, als ein Menschenalter, für die Einführung der Constitution, sondern er hat sich kurzweg dieser Idee mit ganzer Seele und mit allen seinen ungetheilten Kräften geweiht. . .

Der feudale Landtag, dessen Mitglieder zum großen Theil an der Forterhaltung der bestehenden Zustände direkt oder indirekt auch durch materielle Vortheile interessirt sind, wird sein eigenes Todesurtheil niemals dekretiren; ebensowenig dürften sich die beiden Großherzöge zur Verfassungssoctroirung entschließen, die deutsche Reichsverfassung hat überdies die bestehenden Verfassungen der Einzelstaaten garantirt. Nach Alledem ist das Ziel thatsächlich nur durch eine Aenderung der deutschen Verfassung derart zu erreichen, daß in dieselbe die Vorschrift der Ein-

richtung einer constitutionellen Verfassung sämtlichen Bundesstaaten obligatorisch gemacht wird. Der Reichstag hat sich für dieses Auskunftsmittel auf Antrag der mecklenburgischen Abgeordneten wiederholt ausgesprochen, der Bundesrath und in ihm Preußen haben sich bisher nicht willig gezeigt und es mag zweifelhaft erscheinen, ob eine glücklichere Aussicht sich in der nächsten Zukunft eröffnen werde, wo die großen wirthschaftlichen Fragen alle anderen zurückdrängen dürften. Daß aber einmal auch der Tag, wo der landesgrundgesetzliche Erbvergleich, das mecklenburgische Staatsgrundgesetz, und die letzten Spuren des Feudalismus, die ruinenhaft noch in die Gegenwart hineinragen, weggewischt werden, das ist am Ende unzweifelhaft. Möge es dem Manne, welcher mit der unausgesetzten zähen Arbeit für diesen Zweck sein ganzes Leben ausgefüllt und dafür Allem, was sonst das Dasein des Bürgers schmückt, entsagt hat, möge es Moritz Wiggers vergönnt sein, diesen Tag noch zu schauen.

Im Verlage von Richard Hanow in Berlin erschienen ferner und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Der Schwan vom Avon

von

Albert Lindner.

Preis eleg. gebunden 3,00 Mk., brochirt 2,50 Mk.

Ueber das, ganz besonders zu Festgeschenken geeignete Buch hat sich die Presse sehr günstig ausgesprochen. Einzelne Aussprüche derselben mögen hier wenigstens im Auszuge citirt werden:

Das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes“ vom 15. Januar d. J. schreibt: „Albert Lindner hat unter dem Titel „Der Schwan vom Avon“ die Resultate seiner und Anderer Shakespeare-Forschungen in das Gewand einer überaus anmuthigen Erzählung gekleidet, welche in den Geist und die Bedingungen des

Shakespeare-Drama's den allgemein gebildeten Leser vielleicht besser einzuführen geeignet ist, als die dickleibigsten Werke über Shakespeare."

Das „**Hamb. Fremdenblatt**“ vom 9. December 1880 schreibt über den „Schwan vom Avon“: „Diese herrliche novellistische Dichtung des berühmten Epikers und Dramatikers verdankt ihr Entstehen der dreihundertjährigen Jubelfeier der Geburt Shakespeare's Die spannende und lehrreiche Novelle wird Aufsehen erregen und sich einen großen Leserkreis erwerben. Der Versuch, Shakespeare's Leben und Wirken in Form einer literar-Novelle darzustellen, ein Buch zu machen, das vor Allem bestimmt ist, die deutsche Jugend in das Verständniß des größten Dramatikers auf dem Wege der Unterhaltung einzuführen, ist dem genialen Lindner vollständig gelungen. Das Buch giebt das schönste Festgeschenk ab.“

Die **Hamburger Nachrichten** vom 19. Januar cr. schreiben: „Lindner beabsichtigt darin, das Verständniß des großen britischen Dichters Shakespeare in Deutschland zu verbreiten und über das Bühnenleben jener Zeit Aufschluß zu geben. Dem geistreichen Verfasser gelang das Werkchen auf's beste; seine liebenswürdige und feine Schreibweise wird den Shakespeare-Cultus gedeihlich fördern.“

Wiener Allgemeine Zeitung vom 21. Januar 1881.
„Das Buch besitzt große Vorzüge. Ausgezeichnet

ist gleich das Anfangs-Capitel Daß Lindner sich an die hohe Aufgabe wagen darf, Shakespeare in seinem Werden und Wachsen zu schildern, hat er hier und an anderen Stellen bewiesen.“

„**Berliner Neuigkeiten**“ vom 14. December 1880:
„Der Verfasser erwirbt sich mit seiner Arbeit, deren dramatische Schilderung und drastische Kürze den Leser sofort fesselt, den Dank derjenigen, die nie genug von dem englischen Dramatiker hören können und lernen wollen, und wer wünschte das nicht? Ein Hauch Shakespeare'schen Geistes geht durch das Buch, und manche Stelle köstlichen Humors erinnert an Charles Dickens' unübertreffliche Feder.“

- 9. Aug. 1954

haltlos ein, daß speziell für Mecklenbur bez. Wiedereinführung der constitutio einen relativ gewichtigen Fortschritt zum würde; denn damit fielen die ständische die in einer hinter uns liegenden Kultur ten, heute das Leben an allen Enden das Land durch Auswanderung entwo tionen, soweit sie nicht mittelbar schon gesetzgebung durchlöchert oder vernicht zweifelhaften Nachtheile des Ganzen auf war und ist der Kampf für die Consti burg so berechtigt, wie verdient.

Unter all' den Streitern ragt um ei hervor Moritz Wiggers. Man preist Rostocker Professor, und giebt damit r seine Krone; aber Julius Wiggers h seine Familie gegründet und hat fe Beruf. Man preist die Pogge's, di langen Jahren auf dem Landtage de kämpfen; aber diese Männer haben do Rittergüter und betreiben mit Intellig schaft. Bei den genannten, wie bei allen für die Constitution theilt sich das dieser Verfassungsfrage und persönli

